Nürnbergs Glanzzeit und Verfall



Heerdegen-Barbeck, Nürnberg

Nürnberg

in seiner Glanzzeit und in der Zeit seines tiefsten Verfalles.

Ein kurzer kulturhistorischer Rückblick
von 1100—1820

von

Wilhelm Heinrichsen.

STADT. GEWERBE-SCHULE
AN DER LIEBHERRSTRASSE
IN MÜNCHEN. 702

Für jung und alt neu herausgegeben vom
Nürnberger Jugendschriftenausschuß.

Verlag von Heerdegen-Barbeck (Bruno Hennings)
Nürnberg 1909.

Druck von C. Brügel und Sohn, Ansbach.

Vorwort.

Im Jahre 1902 erschien im „Fränkischen Kurier“ dahier eine Reihe von Artikeln, welche in der stets für Mitteilungen aus der heimatlichen Geschichte dankbaren Nürnberger Bewohnerschaft lebhaftes Interesse hervorriefen. Sie entstammten der Feder eines hochgeschätzten Nürnberger Bürgers, des Kommerzienrates Wilhelm Heinrichsen. Geschichtlicher Sinn, ein klarer Blick und eine treffliche Gabe populär zu erzählen trat in ihnen zutage.

Als dürftige, gering gedruckte Broschüre lebten die Aufsätze eine Zeitlang weiter und fanden namentlich auch in pädagogischen Kreisen zu unterrichtlichen Zwecken Beachtung. Als dieser Abdruck vergriffen war, schien es uns bedauerlich, daß das heimatgeschichtliche Werkchen ganz verschwinden sollte, und es entstand der Plan es neu herauszugeben. In dankenswerter Weise gab der Sohn des inzwischen verstorbenen Verfassers, Herr Fabrikbesitzer Ernst Heinrichsen, zugleich im Namen seiner Mutter die Erlaubnis zu erneutem Abdruck sowie zur Vornahme der geringfügigen Änderungen, die geboten erschienen, wenn das Werkchen auch der Jugend zugänglich gemacht werden sollte.

Wir glauben, daß es in seiner erneuten Gestalt nicht nur für die heranwachsende Jugend und die Schule sondern auch für Erwachsene und für das Haus eine brauchbare Gabe sein wird. Wohl sind wir uns bewußt, daß es nicht in allen Partien von gleichem Werte ist, daß einzelne Abteilungen nur geschichtliche Überblicke geben und daß namentlich eine eigentliche Schilderung

der Nürnberger Glanzzeit fehlt; dafür aber zeichnen sich andere Teile durch plastische Kleinmalerei, durch erschöpfende Darstellung heimatlicher Kulturzustände, durch die Klarheit ihrer Bilder so vorteilhaft aus, daß man beim Lesen nicht selten an die besten Darsteller historischen Lebens erinnert wird.

So hoffen wir denn, einem guten Heimatbuche aufs neue den Weg in die Hände und Herzen aller jener gebahnt zu haben, die an dem wechselvollen Geschick der alten Noris Anteil nehmen.

Nürnberg im Juli 1909.

Der Jugendschriftenausschuß
des Bezirkslehrervereins Nürnberg.

J. A.
J. Beck.

Berichtigung.

S. 44 Zl. 4 v. o. ist zu lesen: Joh. Baptista Homann.

I.

Aussehen und Leben der Stadt zur Zeit ihrer Blüte.

Die Glanzzeit Nürnbergs erstreckte sich vom 12. bis zum 15. Jahrhundert und erreichte um die Zeit des Übertritts in das 16. Jahrhundert ihren Gipfelpunkt. Es ist geradezu wunderbar, welche Geistesblüte menschlicher Kunst und menschlichen Wissens sich auf diesem so engbegrenzten und von der Natur stiefmütterlich behandelten Gebiete schließlich wie in einem Brennpunkte vereinigte. Die Mehrzahl der so von Gott begnadeten Naturen war dem heimatlichen Boden entsprossen; aber die emporblühende Stadt hatte auch von nah und fern auf Künstler und Gelehrte, Baumeister und Handwerker ihre Anziehungskraft ausgeübt und sie zeitweise oder auch für immer festgehalten. Wer eine prunkvolle Rüstung, ein vervollkommnetes Geschütz, einen kunstreichen Schrank, Tafel- und Schmuckgeräte jeder Art aus Gold, Silber und Elfenbein, wertvolle astronomische Instrumente, eine Taschenuhr oder Brille, einen feinen Lebkuchen oder auch gar eine bewährte Amme brauchte, bezog dergleichen mit Vorliebe aus Nürnberg. Die Schatzkammern von Kaisern und Königen, Fürsten und reichen Kaufleuten füllten sich bis nach dem weit entlegenen Moskau hin mit Produkten des Nürnberger Gewerbefleißes. Unermüdlich war der Erfindungsgeist, und was auswärts ersonnen wurde, fand bald in Nürnberg freundliche Aufnahme und weitere Entwickelung, wie z. B. die Buchdruckerkunst.

Die Einwohnerzahl wuchs. Gastlich nahm die Stadt den zugewanderten Fremdling auf und fragte nicht nach Herkommen und Vermögen. Unter den Eingewanderten befanden sich solche aus weiter Ferne, aus Süden und Osten, namentlich aus Venedig. Ebenso wanderte die heimische Jugend nach allen Himmelsrichtungen, nach den Niederlanden und Frankreich, nach Italien und dem Orient, teils in kaufmännischen Angelegenheiten teils zum Besuche ausländischer Universitäten teils als Kriegsleute im Gefolge der Heerzüge deutscher Kaiser. Dieses Ab- und Zufließen der Bevölkerung brachte Leben und Bewegung, erweiterte den Gesichtskreis und schützte vor Versumpfung.

Trotzdem blieb die Zahl der Bevölkerung in mäßigen Grenzen und betrug um das Jahr 1450 20 und etliche Tausende; Städte mit einer größeren Bevölkerungszahl gab es in Europa nur wenige. Zuverlässige Volkszählungen gab es damals noch nicht und die Phantasie der Chronisten und Geschichtsschreiber steigerte diese Angaben bis zur Ungeheuerlichkeit.

Der Reichtum der Stadt wuchs und damit das Bedürfnis und die Möglichkeit zur schöneren Gestaltung des Lebens. Herrliche Kirchen und zahlreiche Kapellen stiegen empor. Spitäler wurden gebaut und die Zuleitung einer vorzüglichen Quelle mit dem zierlichsten, figurenreichen Aufbau einer monumentalen Pyramide zum Abschluß gebracht. Noch bestand die Mehrzahl der Bürgerhäuser aus bescheidenen Fachwerkbauten; aber zahlreiche Madonnen und Heiligenbilder unter schirmenden Baldachinen, allerliebste Dacherker, weit in die Straße hinausragende Handwerkszeichen und Wirtschaftsschilder aus kunstreich geschmiedetem Eisen erzeugten malerische Abwechslung, die durch das willkürliche Vor- und Zurücktreten und durch das Verlangen nach besserer Aussicht aus den Häusern wirksam gehoben wurde und jenen anmutenden und stimmungsvollen Charakter gab, der unseren modernen Städten vollkommen abhanden

gekommen ist. Dazwischen erhoben sich einzelne hochgiebelige Steinhäuser reicher patrizischer Kaufleute mit gewölbtem Untergeschosse und geräumigen Höfen, die von Galerien mit schlanken Säulen und zierlichem Maßwerke umgeben waren. Kunstvolle steinerne Wendeltreppen führten bis unter das Dach und in den Wohn- und Prunkräumen war alles Köstliche zu sehen, was heimischer und auswärtiger Gewerbefleiß hervorbrachte, um das Leben zu schmücken, so daß Aneas Silvius, der später als Papst den Namen Pius II. annahm und der von 1405 bis 1464 lebte, schreiben konnte, daß der reiche Bürger in den großen Handelsstädten prunkvoller wohne als mancher König und Kaiser. Stattliche Bauten, als Kornspeicher, Waghäuser, Waren- und Zeughäuser, Schauämter und dergleichen, dienten den Bedürfnissen des Handels und zeichneten sich mehr durch kraftvollen und zweckentsprechenden als durch luxuriösen Charakter aus. Ihr Schmuck beschränkte sich meist auf einen schön gegliederten Giebel, auf maß- und wirkungsvolle Umrahmung der Tore und Fenster, auf einen vorspringenden und gemütlichen Erkerbau, ein schönes steinernes Wappenbild oder ein figürliches Relief. Überhaupt war eine prunkende und protzige Überladung der Häuserfassaden nicht nach dem Geschmacke der damaligen Zeit.

In dem großen Rathaussaale besaß die Stadt bereits im 14. Jahrhundert einen Raum nicht allein für festliche Versammlungen und Vergnügungen sondern auch für Huldigungen der deutschen Kaiser, für Reichs- und Fürstentage sowie für sonstige wichtige Verhandlungen, die dem Lokale mit der Zeit eine historische Weihe gaben. Bei dem wachsenden Reichtum der Stadt erfolgten auch schon frühzeitig zahlreiche und namhafte Stiftungen für Arme und Kranke, für Kunst und Wissenschaft sowie für Bildungszwecke.

Das großartigste Werk aber war die letzte Stadtumwallung mit dem tiefen und breiten Graben, die durch die

beträchtlichen Hebungen und Senkungen ganz besondere Schwierigkeiten bereitete, mit den zahlreichen und vielgestaltigen Türmen, den vorspringenden Zwingern und Bastionen, den starkbefestigten Toren und den geräumigen Waffenplätzen. Schon im Jahre 1377 wurde mit einzelnen Arbeiten begonnen; aber erst vom Jahre 1427 an begann die planmäßige und endgültige Ausführung dieses Unternehmens und zwar buchstäblich mit dem Aufgebote aller Kräfte. 10 Jahre lang mußte die gesamte Einwohnerschaft männlichen und weiblichen Geschlechtes samt Knechten und Mägden, nebst allen Kindern über 12 Jahren sich an diesem Werke beteiligen. Kranke und alte Leute waren verpflichtet einen Ersatzmann zu stellen und selbst hochgestellte Personen mit Ausnahme der Pfarrer und Räte durften sich dieser Verpflichtung nicht entziehen. Erst später wurde gestattet sich durch eine Ablösungssumme von 10 Pfennig loszukaufen. Die Geringfügigkeit dieser Summe dürfen wir jedoch nicht nach dem gegenwärtigen Geldwerte bemessen. Damals kam ein Quaderstein zu brechen samt Transport aus dem Steinbruche und Behauung nur auf 7 Pfennig zu stehen. Nach 26 Jahren war das Riesenwerk in der Hauptsache vollendet; aber bis zum Jahre 1564 wurde es fortwährend ergänzt und verstärkt. Zu den letzten Arbeiten gehörte die Umwallung der fünf runden Tortürme und die Arbeiten am Schloßzwinger. Sicherlich hätte Nürnberg nie den hohen Grad von Ansehen und Bedeutung errungen, den es weit über Deutschlands Grenzen besaß, wenn es nicht in diesem trutzigen Mauergürtel einen Schutzwall aufgetürmt hätte, der sich im Laufe der Zeit derart bewährte, daß selbst seine mächtigsten Feinde kein einziges Mal nur den Versuch wagten denselben gewaltsam zu sprengen.

II.

Nürnberg und seine Beziehungen zu den deutschen Kaisern.

Es erscheint auffallend, wie schon Kaiser Friedrich II. sagte, daß Nürnberg, welches weder an einem schiffbaren Flusse noch in fruchtbarer Gegend gelegen, auch keine Weinberge besaß, sich zu so hoher Blüte entwickeln konnte. Den ersten Anstoß zu seiner Gründung gab jedenfalls der inmitten einer weiten Ebene gelegene gegenwärtige Burgberg, der weithin die Umgebung beherrschte. Es ist unentschieden, ob frommer Sinn zuerst den Gipfel mit einer Wallfahrtskapelle schmückte oder ob die beherrschende Lage zur Erbauung eines Kastells Veranlassung gab. Möglicherweise haben vielleicht auch beide Gelegenheiten Anlaß zum Anbau gegeben. Weit entscheidender aber war für die spätere Entwickelung der Stadt die zentrale Lage inmitten des Deutschen Reiches. Sie ist auch die Veranlassung, daß die deutschen Kaiser hier mit Vorliebe ihren Aufenthalt nahmen, Reichstage abhielten und wichtige Regierungshandlungen vornahmen. Sie weilten bald kürzere bald längere Zeit daselbst, kehrten häufig wieder, wohnten auch mehrfach bei reichen Bürgern wie Haller, Ebner, Groß und Scheurl. So verweilte Ludwig der Bayer in den 33 Jahren seiner Regierung 25 mal in Nürnberg. Da sich im Gefolge der Kaiser stets hervorragende Männer auf allen Gebieten des Wissens und der Künste, Staatsmänner und Gesandte, Heerführer, Bischöfe und Baumeister befanden, so ist es wohl begreiflich, daß der teilweise innige Verkehr mit denselben äußerst anregend und befruchtend auf die Bewohner der Stadt wirkte. Die Beziehungen zu den Kaisern selbst nahmen zeitweise die zwanglosesten und familiärsten Umgangsformen an. So wird beispielsweise erzählt, daß der spätere Kaiser Maximilian I., als er sich im Jahre 1489

zum ersten Male in Nürnberg aufhielt, sich mit den Frauen und Jungfrauen der Stadt so ausgezeichnet unterhielt, daß sie ihm Stiefel und Sporen versteckten, so daß er nicht abreisen konnte und noch einen weiteren Tag mit ihnen vertanzen mußte. Und als Ferdinand I. im Jahre 1521 als kaiserlicher Statthalter einzog, bat ihn eine Anzahl Frauen aus den edelsten Geschlechtern Fürbitte bei dem gestrengen Rat einzulegen, damit dieselben künftig den „unholdseligen Stürz" (Kopfbedeckung), den sie nach hoher obrigkeitlicher Weisung zu tragen hatten, ablegen dürften. Der Statthalter ging willig auf ihre Bitte ein und die glücklichen Weiblein konnten sich ihren brummigen Eheherren und dem hohen Rate zum Trotz nach der neuesten Mode schmücken.

Unendlich wertvoller und weittragender aber als der gesellige Verkehr und die Hebung des Handwerkerstandes durch die zahlreichen Bedürfnisse des Hoflagers für Goldschmiede, Harnischmacher, Schwertfeger, Sattler, Schmiede, Bäcker und Metzger waren die vielfachen Privilegien und Freiheiten, womit die Kaiser die Stadt begabten. Zollfreiheiten und Marktrechte wurden verliehen; die Stadt besaß ihr eigenes Münzrecht und kein Bürger sollte unter einem andern Schutzmanne (Vogt) stehen als unter dem des römischen Königs und Kaisers.

Schon Kaiser Friedrich I., Barbarossa genannt, bewies seine Vorliebe für Nürnberg durch den Ausbau und die Erweiterung der Burg. Glänzende Hoflager wurden abgehalten, Kriegszüge beschlossen, und wichtige Gerichtsverhandlungen fanden statt. So mußte beispielsweise der eigene Onkel des Kaisers, der Erzbischof von Salzburg, den sauren Gang nach Nürnberg antreten um sich vor dem Kaiser zu verantworten, weil er es mit dem feindselig gesinnten Papste Alexander III. hielt. Von Nürnberg aus trat der Kaiser im Jahre 1188 den unglücklichen Kreuzzug nach dem gelobten Lande an. Vor seiner Abreise dahin bot sich der Stadt ein seltsames Schauspiel orientalischen

Gepräges dar, als die Gesandten des griechischen Kaisers und des Sultans von Ikonium in ihren fremdartigen und malerischen Trachten von dem Kaiser in Audienz empfangen wurden. Als Barbarossa seinen Kreuzzug antrat, ließ er seinen jugendlichen Sohn in dem Schutze der Stadt zurück, die er nicht wiedersehen sollte, da er bei dem Übergange über das kleine Flüßchen Saleph ertrank.

Philipp von Schwaben, der in Bamberg durch den Pfalzgrafen von Wittelsbach ermordet wurde, besuchte die Stadt fast jedes Jahr, so daß man sie seine Residenz nennen konnte.

Friedrich II., die strahlendste und vom Schimmer der Romantik umwobene Kaisergestalt, war der Stadt absonderlich gewogen und mehrte ihre Rechte und Freiheiten. Auf der Burg zu Nürnberg feierte er die Hochzeit seines Sohnes Heinrich mit der Tochter Leopolds von Österreich, während gleichzeitig der Bruder der Braut mit Agnes, der Tochter des thüringischen Landgrafen, getraut wurde. Zu dem Feste erwartete man die Ankunft des hochverdienten Reichsverwesers und Erzbischofs Engelbert von Köln; aber statt seiner traf die fröhlichen Hochzeitsgäste wie ein Blitzstrahl die Nachricht von der Ermordung des edlen Mannes durch seinen Neffen, Grafen Ysenburg. Es entstand Streit darüber, ob der Graf sofort zu richten sei oder ob dieses Recht dem Reichsgericht zustehe. Es kam zu einem Handgemenge, wobei eine Stiege einstürzte und gegen 50 Menschen, darunter 30 Ritter, ihren Tod fanden. Vier Jahre später versammelte derselbe Kaiser ein zahlreiches Heer um Nürnberg gegen seinen aufrührerischen Sohn Heinrich, der sich der Übermacht seines Vaters kampflos unterwarf. Er wurde als Gefangener zuerst in den Wormser Turm Luginsland, dann auf das Heidelberger Schloß gebracht, von da in die Burg Alesheim im Ries; zuletzt, da seine Anwesenheit in Deutschland gefährlich werden konnte, schaffte man ihn über die Alpen nach Aquileja in Unteritalien,

wo er auf verschiedenen Schlössern in strenger Haft gehalten wurde, bis er ungebeugt aus dem Leben schied.

23 Jahre währte das Interregnum, die schreckliche, die kaiserlose Zeit, während welcher Nürnberg mit Mainz, Oppenheim und Bingen zu gegenseitigem Schutze in den deutschen Städtebund getreten war. Kaiser Rudolf von Habsburg zog zu einem glänzenden Reichstag, der sich vornehmlich mit den Forderungen König Ottokars von Böhmen beschäftigte, in Nürnberg ein. Als es mit demselben zum Kriege kam, trug der Burggraf von Nürnberg des Kaisers Sturmfahne, während die Patrizier Ebner, Groß, Holzschuher und Stromer im kaiserlichen Heere kämpften. Noch glänzender war der Reichstag, den Albrecht I. nach Nürnberg berief. Es erschienen 7 Kurfürsten, 50 Bischöfe, 300 Grafen und 5000 Ritter. In der St. Sebaldus-Kirche fand die feierliche Krönung des Königs und seiner Gemahlin durch den Erzbischof von Mainz statt. Ein ganz besonderer Gönner der Stadt war Kaiser Ludwig der Bayer. Darum nahmen auch die Bürger tapferen Anteil an der Schlacht von Mühldorf und der Burggraf sowie der streitbare Schweppermann taten ihr Bestes zur Erlangung des Sieges.

Als die Handwerker im Jahre 1348 unter der Führung des Haubenschmiedes Pfauentritt den patrizischen Rat der Stadt verjagt hatten, kam Kaiser Karl IV. mit Heeresmacht herangezogen, warf die Rebellen nieder und setzte den vertriebenen Rat wieder ein, wobei man mit anerkennenswerter Milde verfuhr. Ein Jahr darauf erteilte der Kaiser die unrühmliche Erlaubnis zur Vertreibung der Juden, zur Einziehung ihres Vermögens und zur Niederreißung ihrer Häuser; an deren Stelle trat ein großer Marktplatz. Ein namhafter Teil des Gewinnes fiel in des Kaisers Tasche. Die Stadt aber „verherrlichte" dieses Ereignis durch Errichtung der Frauenkirche an der Stelle der alten Synagoge. Die Juden hielten nichtsdestoweniger schon kurz darauf

wieder ihren Einzug, indem sie auf alle Entschädigungsansprüche verzichteten und sich in der Gegend der heutigen Judengasse ansiedelten. Dergleichen Vorgänge beschmutzten damals noch nicht den Ehrenschild einer Stadt. Sie waren zeitgemäß und wurden als ein harmloses und gewinnbringendes Unternehmen betrachtet; ja sie dienten zur vermeintlichen Ehre Gottes und die Kirche gab ihren Segen dazu.

Eine weit größere Bedeutung hätte der Reichstag, den derselbe Kaiser in den Jahren 1355 und 56 in Nürnberg abhielt, gewinnen können, wenn die aufgestellten Grundsätze auch wirklich zur Durchführung gelangt wären. Auf diesem erließ er die sogenannte Goldene Bulle. Sie trug den Keim lebensvoller Entwickelung in sich, indem sie die Wahl des Kaisers von der Bestätigung des Papstes unabhängig machte. Auch die Bestimmung, daß künftig jeder neugewählte Kaiser seinen ersten Reichstag in Nürnberg abzuhalten habe, war geeignet der Reichspolitik einen festeren Halt zu geben und sie den Einflüssen gewisser Kreise zu entziehen; aber es war nur einer jener verheißungsvollen Momente, in denen es schien, als ob zum Segen des Reiches sich ein Mittelpunkt und Kristallisationskern bilden sollte. Leider hatte der Reichstag nur ein schwaches Kind geboren, das aus Ungunst der Zeiten schon bald nach der Geburt sein Leben aushauchen mußte.

Nicht besser ging es dem Reiche mit dem Kindlein, das im Jahre 1361 in Nürnberg geboren und in der Sankt Sebaldus-Kirche auf den Namen Wenzel getauft wurde. So viele Hoffnungen auf den jungen König Wenzel gestellt wurden, so wenig hat er erfüllt und es wäre wohl kein Verlust für das Reich gewesen, wenn er das Licht dieser Welt nie erblickt hätte. Zwar leistete er zu Anfang seiner Regierung einigen Beistand zur Bekämpfung des Raubritterwesens; aber noch eifriger erwies er sich bei Erpressung der Juden. Erst nahm er denselben im Jahre 4000 fl. ab,

sechs Jahre darauf 6000 fl. und, da sein Appetit mit der Zeit eine gewaltige Steigerung erfuhr, im Jahre 1390 240000 fl.

Sein Bruder Sigismund, der nach Wenzels Absetzung den deutschen Kaiserthron bestieg, trat etwas bescheidener in die gleichen Fußstapfen. Als er zu dem Konzilium nach Konstanz zog, begehrte er von den Juden als Beisteuer zu diesem Unternehmen eine Summe von 12000 fl. Er gab sich daselbst wohl anerkennenswerte Mühe und hoffte Reformen durchzusetzen; aber er war ein schwacher Charakter, der seine Aufgabe nicht mit Entschiedenheit durchführte. In Konstanz belehnte er schuldenhalber 1417 den Markgrafen von Brandenburg mit der Kurfürstenwürde. Dieser führte von nun an den Namen Friedrich I.; er wurde der Gründer der preußischen Monarchie. Sigismund aber befleckte seinen Namen dadurch, daß er trotz erteilten freien Geleitsbriefes den mutigen Huß auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ. Das unschöne Bild, das uns Meister Albrecht Dürer von diesem Kaiser hinterließ, zeigt uns das charakteristische Antlitz eines gierigen Raubvogels aus dem Geschlechte der Geier.

Auffallend ist es, daß die Stadt angesichts der Gefahren, die das Reich bedrohten, fortgesetzt eine recht laue Haltung an den Tag legte. Bei dem dritten Kreuzzuge gegen die Hussiten im Jahre 1422 kaufte sich der Rat von seinen Kriegspflichten für die Summe von 3000 fl. los. In dem Feldzuge von 1427, in welchem die Reichstruppen von dem Feldherrn Prokop in schmähliche Flucht geschlagen wurden, bestand die Nürnberger Hilfsabteilung, bei der auch der Sänger Hans Rosenplüt diente, nur aus 260 Handschützen unter Führung Geuders. Der Grund zu dieser Zurückhaltung mag wohl in der ganz unfähigen Leitung der hussitischen Feldzüge wie auch in dem wachsenden Mißtrauen gegen den hohenzollerschen Burggrafen Achilles wie nicht minder

in den rasch zunehmenden Händeln mit den Plackern und Raubrittern gelegen sein, die den Nürnberger Handel schwer schädigten. Der Kampf um die eigene Existenz trübte den Blick für die großen Welthändel und lähmte den Arm. Als der Hussitenkrieg im Jahre 1433 wenig rühmlich beendet war, ließ sich Kaiser Sigismund in Rom krönen und erteilte auf der Engelsbrücke den Nürnberger Abgeordneten Ehrhard und Paulus Haller, Franz Rummel, Martin Hayden und Sebald Behaim den Ritterschlag.

Ein feierlicher Gedenktag war es, als am 22. März 1424 die Reichskleinodien der Obhut der Stadt übergeben wurden. Zu diesem Schatze gehörten auch verschiedene Reliquien: eine Zehe Johannis des Täufers, ein Span von dem Kreuze Christi und ein solcher von der Krippe des Heilandes, die heilige Lanze, womit Christus am Kreuze in die Seite gestochen wurde usw. Diese Heiligtümer wurden jährlich unter großem Zulauf von nah und fern und unter Gewährung eines Ablasses von einer Tribüne am Hauptmarkte öffentlich vorgezeigt. Dadurch erwuchs der Stadt eine reiche Einnahmequelle, wie dies bei allen berühmten Wallfahrtsorten herkömmlich ist.

Unter der 53jährigen Regierung seines Nachfolgers, Kaiser Friedrichs III., der sich mit Astrologie, Alchimie und Botanik leidenschaftlich abgab, kam für Nürnberg eine bewegte Zeit hoher Feste, schwerer Heimsuchung und heftiger Kämpfe. Im Jahre 1442 hielt er seinen ersten Einzug in die Stadt, wobei ihn weder sein frommer Sinn noch seine Bescheidenheit verhinderte, eine Ehrung von 12000 fl. zu verlangen, die von den Juden aufgebracht werden sollte und die durch gütlichen Vergleich auf 7000 fl. herabgemindert wurde. Zwei Jahre darauf zog er abermals mit 800 Pferden ein und 1446 fand ihm zu Ehren auf dem großen Marktplatze ein Gesellenstechen statt, das noch heute im Rathause als mächtiges, langgestrecktes Deckenrelief in Stuckarbeit prangt. 1453 fand abermals zur Feier des Friedens mit

dem Markgrafen Achilles ein Turnier statt, dem 1487 ein weiteres folgte, das an Umfang alles Bisherige übertraf. Bei demselben zählte man 700 Pferde. Daß es dabei an Tanz, Schmausereien, festlichen Aufzügen und Lustgelagen nicht fehlte, versteht sich von selbst. Aber mitten in diese Freudengelage fuhr der grausame Würgteufel der Pest, die bereits 1348 aufgetaucht war und binnen 15 Jahren mehr als viermal eine grausige Ernte hielt. Einer einzigen Epidemie fielen angeblich 4500 Menschen zum Opfer, 1562 sogar 9000 und 1585 5400. Schauerlich war es, wenn in nächtlicher Stille die schwarzen Leichenkarren, deren Räder mit Filz beschlagen waren, gespenstisch und geräuschlos mit hochaufgeschichteten Leichen bei dem Scheine von Pechfackeln durch die totenstillen Straßen fuhren, oder wenn ein Doktor der Medizin in langem, schwarzem Talare mit Gesichtsmaske und einer langen künstlichen Nase, in der desinfizierende Spezereien staken, mit einer Zitrone in der Hand seine Patienten besuchte. Die Krankheit überfiel die Menschen oft so plötzlich, daß sie umsanken und tot waren. Natürlich schob man die Schuld auf die bösen Juden, die in dem Verdachte standen, die Brunnen vergiftet zu haben.

In dieses abwechslungsvolle Treiben von ausgelassener Lust und furchtbarer Not fiel als ein wunderbares, geheimnisvolles und unerforschliches Weihegeschenk des Himmels das merkwürdige Geschick, daß gerade um diese Zeit die größten Geister in das Leben traten, die als Sterne erster und zweiter Größe am Ruhmeshimmel Nürnbergs glänzten. Anton Koberger, Sebald Schreyer, Adam Kraft, Martin Behaim, Peter Vischer, Charitas und Willibald Pirkheimer, Albrecht Dürer, Lazarus Spengler, Pankraz Labenwolf, Hans Sachs erblickten in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von beiläufig 50 Jahren das Licht der Welt. Um dieselbe Zeit zogen zu kürzerem oder beständigem Verweilen Johannes Regiomontanus, der Mathematiker, Gregor von Heimburg, der große Politiker und Rechtsgelehrte, und Veit Stoß in Nürnbergs Tore ein.

III.

Die Stadt im Kampfe mit mancherlei Feinden.

Ein nicht zu unterschätzendes Übel jener Zeit war die Zunahme des Raubgesindels, das alle Straßen unsicher machte. Zwar bewies die Obrigkeit, daß sie ihr Schwert nicht umsonst trug. Sie machte kurzen Prozeß mit den Übeltätern um den Einsprüchen und Fürbitten der Fürsten und Ritter zuvorzukommen. So hatte man schon 1381 den kühnen Springer Eppelein (oder Eckelein) von Gailingen um einen Kopf kürzer gemacht. Den Ritter Franz von Aufseß hatte man zwar auf Fürsprache eines mächtigen Gönners begnadigen müssen; aber sein Spießgenosse Georg von Wichsenstein wurde hingerichtet. Im Jahre 1382 köpfte man gar drei Ritter und zehn Knechte auf einmal als Spießgenossen Fritzens von Streitberg. Ihnen folgte 1472 Eduard Marschalk, während der grausame Schüttensamen elendiglich verbrannt wurde. Der bequeme Kaiser verhielt sich diesem Treiben gegenüber untätig und beschränkte sich auf Vermahnungen, Drohungen und wirkungslose Edikte. Trotzdem leistete die Stadt ihm treuliche Beihilfe in den zahlreichen Streitigkeiten des Kaiserhauses. So stellte die Stadt im Jahre 1456 1000 Kreuzfahrer gegen die Türken, beteiligte sich an den Kämpfen gegen Burgund und die Niederlande und unterstützte, wenn auch widerwillig, den Kaiser gegen das eigene Interesse in dem Kriege gegen den Bayernherzog Albrecht von München, mit dem sie befreundet war.

Trotz aller Wirrnisse und Fehden mehrte sich der Reichtum der Stadt. Davon zeugen nicht allein die beträchtlichen Stiftungen sondern auch der Umstand, daß im Jahre 1453 allein 40000 Gulden an Ablaßgeldern nach Rom abgeführt werden konnten, die zumeist für den Bau der Peterskirche Verwendung finden sollten. Das erregte begreiflicherweise den Neid der armen Ritter, die tief in Schulden staken und auf den öden, dürftig ausgestatteten Burgen häufig Mangel litten, neben Wildbret und Fischen zumeist nur auf Pilze und Beeren angewiesen waren und dazu sauren Wein und ein dünnes, hausgebrautes Bier tranken. Während die entlaufenen Bauern hinter den Mauern der Städte zu Wohlstand kamen und Frauen und Töchter des reichen Kaufmanns sich in Samt und Seide kleideten, herrschte auf den Burgen häufig Beschränkung und Mangel.

Aber auch den Fürsten und Grafen war die selbständige und mächtig aufblühende Stadt ein Dorn im Auge, weil sie deren ehrgeizigen Plänen nach Erweiterung der Landesgrenzen und Mehrung ihrer Machtfülle hindernd in dem Wege stand.

Der geborene Führer dieser Gegner war der schon mehrfach genannte Markgraf Achilles von Brandenburg, ein geistig begabter, kühner, waffengeübter und tapferer Herr von einer glänzenden Beredsamkeit und Schlauheit. Nach Gründen zu einem offenen Bruch mit der Stadt brauchte er nicht lange zu suchen, sie waren zahlreich und billig wie Brombeeren. An bereitwilliger Unterstützung durch Verwandte und Standesgenossen fehlte es auch nicht und so brachte er es mit vielem Geschick fertig, daß 30 Fürsten, Markgrafen und Bischöfe bis hinauf nach Pommern und Mecklenburg sowie zahlreiche Ritter und Edle sich mit ihm verbündeten und im Juni 1449 der Stadt ihre Absagebriefe schickten. Nürnberg nahm den Kampf für seine Freiheit und Unabhängigkeit mutig und furchtlos auf und trat gleichfalls zu einem Bunde mit 30 schwäbischen

Städten zusammen; desgleichen vermehrte es die eigene Streitmacht durch 1100 Mann geworbene Schweizertruppen und das Unheil nahm seinen Verlauf. Nach der Sitte damaliger Zeit wurde der Krieg weit mehr mit der Brandfackel als mit dem Schwerte geführt und Raubzüge sowie Verheerungen waren ungleich zahlreicher als Gefechte und Schlachten. In einer Nacht wurden manchmal 30 bis 40 Dörfer niedergebrannt; Mühlen, Hammerwerke und Schlösser flammten auf und selbst die Wälder setzte man in Brand. Eine wichtige Persönlichkeit im Heere war der Brandmeister, der als Abzeichen seines Amtes eine brennende Fackel zu Pferde trug und, unterstützt von seinen Untergebenen, mit derselben Gewissenhaftigkeit und reichen Erfahrung in ähnlicher Weise Brand stiftete, wie man heutzutage die Brände durch wohlorganisierte Feuerwehren zu löschen sucht. Aber auch sonst war man tätig den Feind dadurch zu schädigen, daß man Brücken und Wege zerstörte, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Schweine wegtrieb, das Geflügel schlachtete und verzehrte, Felder und Saaten verwüstete und alles Brauchbare, was nicht niet- und nagelfest war, auf erbeuteten Wagen fortschleppte. Die Bauern wurden geschunden und gemartert, Frauen und Mädchen beschimpft, ja nicht einmal Kinder waren vor diesen Unholden sicher; nur reiche und angesehene Gefangene hatten sich in Erwartung hohen Lösegeldes einer verhältnismäßig milderen Behandlung zu erfreuen. Eine gute Seite hatte diese Art von Kriegführung insoferne für sich, als beide Parteien in verhältnismäßig kurzer Zeit dermaßen das Land ausgesogen und verwüstet hatten, daß Hungersnot ausbrach und zum Frieden geneigt machte. Mit der Einäscherung von Kraftshof, Eltersdorf, Neuhof und Buch wurde der Anfang gemacht. Zu Gefechten in größerem Maßstabe ist es nicht gekommen; man kämpfte mit wechselndem Erfolge und rückte bis nahe an die Stadt heran, weiter jedoch als bis Lichtenhof kam man nicht; denn das Feuer aus den schweren Geschützen der

Stadt nötigte bald zum Rückzuge. Zu den bedeutenderen Treffen gehörte das Gefecht bei Pillenreuth am 11. März, in dem die Nürnberger drei Fahnen, viele Pferde und Waffen erbeuteten und 120 Gefangene mächten. Die Markgräflichen wurden bis Schwabach zurückgetrieben und es geht sogar die Sage, daß Kunz von Kaufungen den Markgrafen gefangen genommen, aber treulos wieder freigegeben hätte. Bei dem Pillenreuther Kloster befanden sich umfangreiche Fischweiher und es wird erzählt, daß der Markgraf die Nürnberger höhnend aufgefordert habe ihm beim Fischen zu helfen. So führten die zurückkehrenden Sieger nicht allein mehrere Wagen mit Fischen sondern auch die sämtlichen Fischgeräte, die sie den Markgräflichen abgenommen hatten, in die Stadt. Ebenfalls siegreich waren die Nürnberger in dem Treffen bei Rednitzhembach; aber entschieden wurde dadurch nichts. Vergeblich waren die Friedensversuche des Deutschen Kaisers und der neutralen Fürsten; sogar der Papst suchte zu vermitteln und vor allen anderen ließen es sich die bayerischen Herzoge angelegen sein Frieden zu stiften. Es wurde fortgewütet, bis der Handel der Stadt vollständig darniederlag und der Rat gezwungen war, hohe Anlehen zu teueren Zinsen aufzunehmen. Unter solchen Umständen kam es nach endlosen Verhandlungen und Verschleppungen am 27. April 1454 zu einem faulen Frieden; denn die Erledigung wichtiger und zahlreicher Streitpunkte blieb späteren Verhandlungen überlassen. Nürnberg zahlte um des lieben Friedens willen eine Abfindungssumme von 25000 fl. und weitere ansehnliche Abfindungen für Ablösung verschiedener Rechte. Zur Besiegelung des Friedens kam der Markgraf mit seiner Gemahlin zum Besuche nach Nürnberg, woselbst große Festlichkeiten und u. a. auch ein Turnier abgehalten wurden.

Obgleich Nürnberg hatte Haare lassen müssen, so hatte es doch seinen Kampf höchst ehrenvoll ausgefochten. Es hatte seinen Besitz und seine Rechte aufrecht erhalten und

stand in ungeschmälertem Ansehen. Indessen dauerte der Frieden nicht lange. Schon 1497 war unter dem Titel eines Burggrafen ein wüster Friedensbrecher mit dem Namen Kunz Schott auf der Veste Rothenberg eingesetzt worden. Es handelte sich dabei um ein förmliches Aktienunternehmen; denn 40 adelige Raubritter hatten die Veste käuflich erworben und trieben von hier aus die planmäßige Beraubung des Nürnberger Gebietes auf Rechnung gemeinschaftlichen Gewinnes. Um einen Grund dazu war man nicht verlegen; man behauptete einfach, die Nürnberger hätten die Absicht gehabt die Veste durch Verrat in ihre Hände zu bringen. In seiner rohen Grausamkeit ging Schott so weit, daß er einem Gefangenen des Nürnberger Rates, mit Namen Wilh. Dörrer, den er bei Unterbürg aufgehoben hatte, die rechte Hand abhauen ließ, sie demselben in das Wams steckte und ihn so nach der Stadt zurückjagte. Zweifellos hatte bei diesem Unternehmen der Markgraf als stiller Teilnehmer die Hand im Spiel.

Markgraf Achilles starb im Jahre 1486; aber schon bald darauf kam es mit seinem Nachfolger Friedrich zu neuen Händeln. Dem Rate zu Nürnberg stand das Recht des Kirchweihschutzes in dem Weiler Affalterbach zu, einem Örtchen im Schwarzachtale zwischen Ochenbruck und Burgthann gelegen, das jetzt vollständig verschwunden ist und woselbst der Patrizier Sebald Schürstab eine besuchte Wallfahrtskapelle errichtet hatte. Dasselbe Recht beanspruchte auch der Markgraf von Brandenburg. Am 19. Juni 1502, als am Kirchweihtage, ließ der Rat den Ort vorsorglich mit einer starken Truppenmacht besetzen. Das hatte der Markgraf erfahren und er versuchte die stark entblößte Stadt ohne vorherige Absage zu überrumpeln. Die zurückgebliebenen Bürger machten unvorsichtigerweise einen Ausfall unter Führung Willibald Pirkheimers. In der Nähe von Glaishammer stießen sie auf den Feind und wurden mit einem Verlust von nahezu 300 Toten hinter die schützenden Mauern

der Stadt zurückgeschlagen. Zwei Jahre später kam es zu neuem Kampf. In dem Erbfolgekrieg zwischen Georg dem Reichen von Landshut und Albrecht IV. von München hatte die Stadt Partei für den letzteren ergriffen. In der entscheidenden Schlacht zwischen der Donau und dem Lech erbeuteten die Nürnberger sieben böhmische Fahnen und ihre Führer Tucher, Fütterer und Pömer erhielten den Ritterschlag. Noch viel wichtiger aber war die ansehnliche Erweiterung des städtischen Gebietes. Hersbruck, Lauf, Henfenfeld, Reichenschwand, Engelthal, Grünsberg, Gnadenberg sowie das Kloster Weißenohe wurden eingenommen und kamen unter städtisches Regiment. Unter Kaiser Maximilian fiel die letzte Judenaustreibung und die Stadt blieb ihnen nahezu 350 Jahre verschlossen.

IV.

Beginn des Niederganges — Neue Plackereien — Bauernkrieg.

Um diese Zeit hatte Nürnberg den Gipfel seiner Machtstellung erreicht und wenn diese Blütezeit nicht frei war von tiefen Schatten und schmerzlichen Erfahrungen, so war sie doch vorwiegend eine Zeit des Glanzes und Aufstrebens. Von da ab neigte es sich erst langsam, dann allmählich schneller und unaufhaltsam dem Niedergange zu. Waren die früheren Kaiser der Stadt in Huld und Gnaden gewogen gewesen und hatten sich als Schutz- und Schirmherren erwiesen, so trat nunmehr mit dem mächtigen und streng katholischen Kaiser Karl V. eine Persönlichkeit auf die Bühne, die trotz hervorragender Geistesgaben und politischer Begabung kein Verständnis für die neuen Ideen hatte. Mitten in eine Zeit tiefster Erregung und mächtigster Sehnsucht der Geister nach Freiheit der

Gewissen und Unabhängigkeit von dem päpstlichen Stuhle hineingestellt, hätte er zum größten Segen für ganz Deutschland werden können; aber er stand jeder freiheitlichen Bewegung und dem deutschen Wesen fremd gegenüber, nur darauf bedacht die eigene Hausmacht zu mehren.

Auch unter dem neuen Kaiser nahmen die heillosen Plackereien durch die Raubritter ihren Fortgang. Einer der wüstesten Kumpane unter ihnen war Thomas von Absberg, der von den edlen Herren Aufseß, Giech, Kunz Schott und Rosenberg sowie dem derzeitig regierenden Markgrafen Kasimir von Ansbach begünstigt wurde. Die grausame und schändliche Sitte Gefangenen die rechte Hand abzuhauen, artete zur Gewohnheit aus. Um diesen Greueln zu steuern, trat Nürnberg abermals einem Städtebund bei, der vorwiegend aus schwäbischen Städten bestand. 23 Raubburgen von der schwäbischen Grenze bis zum Fichtelgebirge wurden zerstört. Leider gelang es nicht den Rädelsführer Thomas von Absberg gefangen zu nehmen. Er fuhr fort die Landstraßen vom Böhmerwald bis nach den Niederlanden unsicher zu machen, bis ihn endlich doch sein Schicksal erreichte. Er wurde von einem böhmischen Juden, der wahrscheinlich gedungen war, im betrunkenen Zustande und im Schlafe von hinten durch den Kopf geschossen. Damit war aber das Unwesen noch nicht beendet. Ein Bruder des berühmten Dr. Scheurl wurde von dem Raubritter Marschalk von Pappenheim gefangen genommen, acht Monate lang von einem Versteck in das andere geschleppt und schließlich im Gefängnisse erdrosselt. Besser ging es dem Hieronymus Paumgartner, der in die Hände des Albrecht von Rosenberg fiel. Nachdem er ebenfalls in großer Heimlichkeit von einer Burg zur andern geschleppt worden war, wurde er schließlich gegen ein Lösegeld von 8000 fl. freigegeben.

Inzwischen bereitete der Ausbruch des großen Bauernaufstandes den Vätern der Stadt neue Unge-

legenheiten. Diese Bewegung hatte nicht allein bei den umwohnenden Bauern zahlreich Wurzel gefaßt sondern hatte auch bei den besitzlosen Bürgern der Stadt, ja sogar bei human gesinnten Bürgern und selbst bei einzelnen Patriziern Anhang gefunden. Es kostete der Stadt nicht geringe Anstrengung um neutral zu bleiben, und ohne Zugeständnisse und widersprechende Entschließungen ging es nicht ab. Der Rat war klug genug dem Ausbruche der Gärung durch zeitgemäße Bewilligungen, wie teilweise Aufhebung der drückenden Zehnten, zuvorzukommen, durch Vergünstigungen, die er freilich nach Unterdrückung des Aufstandes wieder zurückzog. Obgleich das Verhalten des Rates gegenüber der Bewegung im Ganzen mild war, ließ er es doch an Wegnahme von Druckschriften nicht fehlen und statuierte zuweilen auch ein warnendes und abschreckendes Exempel. So ließ er den Pfarrer Wolfgang Vogel von Eltersdorf hinrichten. Die aufständischen Bauern verlangten Geld, Mannschaften, Geschütz und Munition; dasselbe geschah auch von den durch aufständische Bauern bedrohten Städten, Fürsten und Rittern. Um es mit keiner Partei zu verderben, unterstützte man das schwäbische Bundesheer durch 270 Knechte und zwei Feldschlangen unter Führung des kriegskundigen Christ. Kreß und gewährte auch Geldunterstützungen, während man den Bauern gleichzeitig gestattete in der Stadt Munition und Waffen zu kaufen. Als der Bundeshauptmann Georg Truchseß nach Niederwerfung des Aufstandes mit seinen Truppen durch die Stadt zog, war das ganze Kriegsvolk derselben mit Geschützen längs der Straße aufgestellt und das Betreten der Seitengassen strenge verboten. Der Wahlspruch: „Frieden um jeden Preis“ kam immer mehr zur Geltung und steigerte sich mit der Zeit bis zu der Fürbitte: Heiliger Florian! Beschütz' dies Haus, zünd' andere an!

V.

Nürnberg zur Zeit der Reformation.

Kurz ehe Kaiser Maximilian starb, klopfte ein Mönch in dürftiger, abgetragener Kutte an die Pforte des Augustinerklosters, woselbst gegenwärtig der Justizpalast steht, und wurde gastlich aufgenommen. Die Einwohner hatten keine Ahnung, welche weltgeschichtliche Bewegung das schlichte Männlein hervorrufen sollte. Es war Martin Luther, der, von den Mönchen mit einer neuen Kutte versehen und begleitet von dem Prior des Klosters, im Jahre 1518 die gefährliche Reise nach Augsburg fortsetzte, von wo aus er mit knapper Not seinen Feinden entrann.

Im Jahre 1524 empfingen 4000 Menschen das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Die lateinische Sprache beim Gottesdienst wurde abgeschafft, desgleichen die Seelenmessen, das Weihwasser und das geweihte Salz. Die Augustinermönche übergaben freiwillig alle ihre liegenden Güter und fahrende Habe dem Rate der Stadt unter der Bedingung, daß er für den Lebensunterhalt der frommen Väter bis zu deren Ende sorge. Die Dominikaner, Franziskaner und Karmeliter, namentlich aber die Kartäusermönche standen in ihrer Mehrheit auf päpstlicher Seite. Der Rat fand es angezeigt sich durch eine Botschaft an den Bischof von Bamberg und an den Reichsverweser Ferdinand wegen solcher Neuerungen entschuldigen zu lassen, da er denselben um Aufruhr zu vermeiden nicht entgegentreten könne. Bei der Landbevölkerung herrschte wegen des Bauernaufstandes große Aufregung. Der Rat aber warb 1200 Knechte um die Ordnung aufrecht zu erhalten und ließ einen Wirt aus Wöhrd sowie einen Tuchknappen aus Nürnberg als Schwarmgeister und Volksredner um ihr „sträflich, aufrührerisch getan Reden“ öffentlich enthaupten. Die drei gottlosen Maler Georg

Penz sowie Hans Sebald und Barthel Beham, Schüler des Meisters Albrecht Dürer, wurden als Freidenker aus der Stadt verwiesen; denn sie hatten sich so „ganz gottlos und heidisch gezeigt, wie dies von niemand vorher gehört worden sei. Sie leugneten die göttliche Natur Christi und wollten an keine Wunder glauben". Der Sänger des triumphierenden Liedes von der Wittenberger Nachtigall, Hans Sachs, erhielt einen ernstlichen Verweis, weil er zu einem von Osiander herausgegebenen Büchlein wider das Papsttum eine Anzahl von Verslein geschrieben. Es wurde ihm bedeutet: „Sei solches seines Amptes nit, gepührt Ihme auch nicht, darumb eins Raths ernster befehlch, daß seins handwerks und schuchmachens warte, sich auch enthalte eying büchlein oder Reymen hinfür ausgehen zu laßen, ein erber rath werde sunst ir noturfft gegen Ihme handeln."

Es war notwendig, daß die wachsende Teilnahme des Volkes das allzu geschmeidige Rückgrat des Rates etwas steifte. Als der Bischof von Bamberg die beiden Pröpste von St. Sebald und St. Lorenz sowie den Prior des Augustinerklosters ihrer Ämter entsetzte und mit dem großen Kirchenbann belegte, war der Rat mannhaft genug diese Zumutung zurückzuweisen. Ja bereits im Jahre 1525 war der Rat, der so ganz das Schieben verlernt hatte und vielmehr geschoben werden mußte, so weit gebracht, daß er sämtliche Klöster aufhob, wobei es freilich zu bedauerlichen und ärgerlichen Auftritten kam. So wird, vielleicht mit einiger zeitgemäßer Übertreibung, berichtet, daß, als eines Tages die Frauen der Ratsherren Ebner und Nützel ihre jugendlichen Töchter, die im Klarakloster untergebracht waren, heimholen wollten, die jungen Mädchen standhaft sich weigerten das Kloster zu verlassen. Sie waren der Oberin Charitas Pirkheimer ob ihres frommen, liebevollen, edlen und hochgebildeten Geistes mit solcher Liebe und Verehrung zugetan, daß sie sich von ihrer Oberin nicht trennen konnten. Mit Fußtritten und Scheltworten zerrte man sie an Haaren und

Kleidern, an Armen und Beinen auf die Straße, wo die Mütter mit einem Wagen warteten. Als die junge Ebnerin weinend einstieg und sich gar nicht beruhigen wollte, vergaß sich ihre Mutter so weit, daß sie ihr eine schallende Ohrfeige gab, so daß das Blut über die Wangen rann und selbst die umstehenden Kriegsknechte laut zu murren begannen. Glücklicherweise hat sich die Jungfrau später getröstet und ist eine sittsame und zufriedene Hausfrau geworden.

Es kamen wie immer in erregten Zeiten auf beiden Seiten Übergriffe vor. Der Streit um die Heilslehren nahm zu und artete in wüstes Gezänk aus, so daß mancher begeisterte Anhänger der Reformation dadurch entfremdet wurde. Dr. Christoph von Scheurl, ein Anhänger der neuen Lehre, kehrte zum katholischen Glauben zurück. Auch der feinsinnige Christoph Fürer, der mit seinen toleranten und aufgeklärten Ansichten hoch über den meisten Zeitgenossen stand, fühlte sich von Luthers „groß Toben und Wüthen" abgestoßen, nicht erwägend, daß man gegen Unflätereien nicht wirksam mit Rosenwasser ankämpfen kann. An kühner Gedankenfreiheit zeichneten sich der Rektor der Sebalduschule, der Wiedertäufer Hans Denk, und Sebastian Frank aus, neben Luther der sprachgewaltigste Mann seiner Zeit. Beide erklärten die Dogmen (Glaubenslehren) als nebensächlich und fanden den Kern der christlichen Lehre einzig in der Liebe zu Gott und den Menschen. Auf des starrsinnigen und streitsüchtigen Predigers Osiander Betreiben wurde ersterer über Hals und Kopf aus der Stadt verwiesen und irrte bis zu seinem Tode heimatlos wie ein gehetztes Wild umher, während letzterer freiwillig die Stadt verließ und sein Leben gleichfalls in Unruhe und Verfolgung zubrachte. Willibald Pirkheimer, der anfänglich der Reformation große Begeisterung entgegengebracht hatte und von dem Papste mit dem großen Bann belegt worden war, klagte in seinen alten Tagen bitter und ungehalten darüber, „daß man das Unterst

zu oberst kehren wolle“ und „daß man früher nur Einen Papst gekannt habe, jetzt aber wollte jeder hergelaufene Pfaff ein Papst sein“. Nur der Stadtschreiber Lazarus Spengler bewährte sich in seiner milden, vermittelnden Art als eine Hauptstütze der neuen Lehre.

Inmitten dieser Bedrängnisse erhoben die Türken aufs neue drohend das Haupt. Nürnberg unterstützte den Kaiser durch ein Hilfskorps von 2000 Mann nebst Munition und Geschützen. Am 16. Februar 1541 hielt der finstere Kaiser Karl V. seinen ersten Einzug in Nürnberg mit großem Gepränge. Über 3000 Bürger, nach anderen Angaben sogar 5000, bildeten in blanken Harnischen Spalier.

VI.

Der Schmalkaldische Krieg. — Markgraf Albrecht Alcibiades, Nürnbergs schlimmster Feind.

Nachdem der Kaiser einigermaßen von der Türken- und Franzosennot befreit war, erachtete er die Zeit für gekommen dem Protestantismus ernstlich zu Leibe zu gehen. Der Schmalkaldische Krieg brach aus und wiederum versuchte die Stadt ihre Neutralität zu wahren. Der Rat zahlte Hilfsgelder nach beiden Seiten mit offenen Händen ohne jedoch schließlich seinen Zweck zu erreichen. Nach der siegreichen Schlacht von Mühlberg zog Karl V., in einer Sänfte getragen, durch das Tiergärtnertor ein. Schon vorher waren spanische Truppen in die Stadt einquartiert worden und hatten durch ihr übermütiges Auftreten blutige Händel hervorgerufen. Herzog Alba eilte herbei um mit 200 meist italienischen Hakenschützen Frieden zu stiften, was abermals reichliche Handsalben (Gnadengeschenke) und Trinkgelder kostete. Das Landvolk dagegen war dem verwilderten

kaiserlichen Gesindel preisgegeben. Brand und Plünderung war an der Tagesordnung; die Kirche von Wendelstein ging in Flammen auf, auch die zu Poppenreuth wurde arg verwüstet; desgleichen wurde das Schloß zu Gründlach ausgebrannt und das Dorf Lohe eingeäschert. Zwei friedliche Bürger aus Nürnberg, Christoph Pfinzing und Sebastian Schädel, wurden durch kaiserliches Volk auf einem Spaziergange erschlagen. Bei seinem Einzuge erhob der Kaiser unter dem Namen eines Darlehens abermals eine Kriegssteuer von 100000 fl. und erhielt noch als Zugabe zwei Kartaunen. Auch die Generale und Offiziere streckten die Hände aus und empfingen reichliche Spenden. Nach einem letztmaligen Pump von 50000 fl. verließ der Kaiser die Stadt am 18. Juli 1547. Nicht gewitzigt durch die Mißerfolge seiner schwächlichen Neutralitätspolitik, weigerte sich der Rat im Jahre 1551 dem neuen Bündnisse protestantischer Fürsten unter Moritz von Sachsen, der sich heimlich um Frankreichs Beihilfe bewarb, beizutreten und fand sich abermals für die Summe von 100000 fl. ab. Diese häufigen und reichlichen, rasch aufeinander folgenden Aderlässe konnten nicht verfehlen auch die Gesundheit einer so reichen Stadt derart zu schwächen, daß sich im Laufe der Zeit ein dauerndes Leiden einstellte. Es sollte aber noch weit schlimmer kommen.

Unter den Verbündeten des Kurfürsten von Sachsen befand sich auch Nürnbergs erbittertster Feind, der Markgraf von Ansbach Albrecht Alcibiades, einer der verworfensten Bösewichter aus einer verwilderten Zeit, charakter- und gewissenlos, grausam, gewalttätig, unmenschlich und wortbrüchig; ihm mögen wohl zeitweise Ideale vorgeschwebt haben, jedoch von seiner Habsucht und Ländergier sind sie bald überwuchert worden. Rühmte er sich doch, „morden und brennen sei seine beste Kurzweil“. Seinem Hauptmann Stöckel von Hohenlandsberg erteilte er in strenger Winterszeit den Befehl „ein 10 oder 20 Ortschaften gegen Windsheim und Iphofen in den Brand

zu stecken und ihnen ein fröhliches Neujahr zu machen; er selber wollte, ob Gott will, hierum auch nicht säumen und ihnen zum Neujahr ein 20 Feuer anzünden". Als sich Altdorf dem Markgrafen ergab, ließ er die Tore schließen und Feuer an allen vier Ecken anlegen, wobei gegen 80 Menschen um das Leben kamen. In ähnlicher Weise hauste er auch in Lauf, woselbst viele Kranke im Hospitale umkamen. Eine frechere und himmelschreiendere Lüge ist nicht zu finden als die Inschrift auf seinem Leichenstein in Pforzheim, die also lautet: „Hier liegt begraben der durchlauchtige, hochgeborene Fürst Herr Albrecht der Jüngere, der deutsche streitbare Held, der um der Freiheit deutscher Nation mannlich gestritten hat." Unbekümmert um seinen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, befehdete er Nürnberg ohne vorherige Absage. Er nahm die Veste Lichtenau und verbrannte sie. Im Verlaufe des Krieges verbrannte er 3 Klöster, 170 Dörfer, 19 Schlösser, 75 Herrensitze, 28 Mühlen, 23 Hammerwerke und über 3000 Morgen Wald. Die Ortschaften, die wohlhabend genug waren um ungeheuerliche Brandschatzungen aufzubringen, blieben verschont, wenn sie nicht aus Versehen auch zum Opfer fielen. Da die Nürnberger mit gleicher Münze zurückzahlten, so herrschte Hungersnot auf weite Strecken im Umkreise und man fand verhungerte Bauern, die noch das Gras im Munde hatten, das sie zur Stillung ihres Hungers aßen.

Gegen Ende Mai 1552 bezog der Markgraf ein Lager in der Nähe des Rechenberges und begann die Stadt zu beschießen. Die Kugeln flogen bis zur St. Agidien- und Sebaldus-Kirche, ja bis zum Weißen Turm und zur St. Lorenz-Kirche ohne indessen sonderlichen Schaden anzurichten. Er feuerte höchsteigenhändig ein Geschütz ab und verbrannte sich dabei seinen langen, roten Bart. Zur größeren Sicherung ließ der Rat die Lindenbäume auf der Hallerwiese umhauen und die Vorstädte Gostenhof und Wöhrd niederbrennen. Bald darauf kam es zu Friedensverhandlungen. Der Markgraf verlangte die unverschämte Summe von 700 000 fl. neben verschiedenen lästigen und einschneidenden Bedingungen. Schließlich begnügte er sich mit 200 000 fl. Der Kaiser mischte sich zugunsten der Stadt auch in die Friedensverhandlungen und war bescheiden genug sich mit 100000 fl. zu begnügen. Seiner Gewohnheit gemäß verlangte er noch die Übernahme einer Bürgschaft in der Höhe von 50 000 fl. und um sein Bestes zu tun, fügte er noch dem Eigennutze den Verrat hinzu, indem er kurz darauf mit Alcibiades wieder gemeinsame Sache machte. Der Gesamtschaden der Stadt während dieses Krieges wird auf zwei Millionen Gulden geschätzt.

Solche Verluste konnte selbst die reiche Stadt nicht ohne dauernde Schädigung ertragen. Wenn sie auch unbesiegt blieb, so hatte sie doch diesmal das kürzere Los gezogen. Die Zeichen des Niederganges mehrten sich und ängstliche Gemüter sahen mit Sorge der Zukunft entgegen. Unter dem Drucke dieser Lage und ohne Aussicht auf wirksame Unterstützung wurde die Stadt sogar in das katholische Lager getrieben und schloß ein unnatürliches Bündnis mit den Bischöfen von Bamberg, Würzburg und Eichstätt gegen den gemeinsamen Feind Alcibiades. Mit erneuter Wut brach der Krieg aus und das Wenige, was noch verschont geblieben, fiel der gänzlichen Vernichtung anheim. In der Schlacht von Sieversbausen brachte der Kurfürst Moritz von Sachsen dem Markgrafen eine entscheidende Niederlage bei, mußte jedoch seinen Sieg mit dem Leben bezahlen. Ein neuer Sieg, den der Herzog von Braunschweig bei Steterburg davontrug, nötigte den Markgrafen sich auf seine Erblande zurückzuziehen und sich auf die Städte Hof, Lichtenfels, Bayreuth und Kulmbach nebst der Plassenburg zu stützen. Endlich fand sich auch der Kaiser bemüßigt die Reichsacht über den Unruhstifter zu verhängen, der nahezu das ganze Deutsche Reich in Unordnung gebracht hatte; aber auch diese Maßregel blieb ohne augenblicklichen Erfolg.

Indessen neigte sich das Geschick des verruchten Markgrafen dem Untergange zu. Lichtenfels mußte sich ergeben, Kulmbach wurde entsetzt und Bayreuth öffnete seine Tore den Verbündeten. Auf dem Rückzuge nach Schweinfurt erlitt Alcibiades eine vernichtende Niederlage und verlor sein ganzes Gepäck samt Geschützen und Munition nebst seiner Kasse, worauf er über Nördlingen und die Donau zu dem Könige von Frankreich flüchtete, mit dem er längst seine unsauberen Machinationen betrieben. Endlich am 8. Januar 1557 ereilte ihn die rächende Nemesis. Er starb, an allen Gliedern gelähmt, in Pforzheim und wurde daselbst mit allem Pomp wie ein christlicher Fürst begraben. Hans Sachs verfaßte auf den Peiniger seiner Vaterstadt einen poetischen Nachruf, in dem er ihn mit der ganzen Wucht sittlicher Entrüstung den größten Verbrechern der Weltgeschichte beizählt und ihn zur Hölle fahren läßt. Und wieder gab der Rat ein klägliches Zeugnis seiner Ängstlichkeit und Ohnmacht. Er unterdrückte das Gedicht auf jede Weise und nur durch einen glücklichen Zufall ist es der Nachwelt erhalten geblieben. Die Schuldenlast der Stadt war während dieser neuen Wirren abermals um drei Millionen Gulden gestiegen.

Unkenntnis der Geschichte und geflissentliche Wohldienerei haben es neuerdings fertig gebracht das Verhalten der Markgrafen, der Ahnen unseres gegenwärtigen Kaiserhauses, als ein wohlwollendes und freundschaftliches in rosafarbene Beleuchtung zu stellen. Es ist dies eine starke Geschichtsfälschung. Wohl mag bei den verworrenen Rechtsverhältnissen der Rat nicht immer im Rechte gewesen sein. Auch ist sicher von beiden Seiten genug übler Wille vorhanden gewesen. Einen deutlichen Fingerzeig liefert hierfür das Verhalten der Nürnberger Bevölkerung schon mehr als 100 Jahre zuvor bei der Abbrennung der markgräflichen Burg durch den bayerischen Pfleger Leininger zu Lauf in der stürmischen und regnerischen Nacht vom 21. Oktober 1420. Zu gleicher Zeit gab man sich im Rathaussaale einem fröhlichen Tanzvergnügen hin, traf keinerlei Anstalten zur Dämpfung des Feuers und behauptete, nichts gehört zu haben. Aber so viel steht fest, daß die Markgrafen niemals Wohltäter und aufrichtige Freunde der Stadt waren noch sein konnten. Dazu standen deren gegenseitige Verhältnisse in starkem Widerspruch. Da die mächtige Stadt dem Drange der Markgrafen nach Gebietserweiterung als ein unüberwindliches Hindernis in dem Wege stand, so mußte sich daraus mit Naturnotwendigkeit ein feindliches Verhältnis entwickeln. Achilles war vergleichungsweise noch ein ritterlicher Herr, während Alcibiades selbst unter Berücksichtigung der Härten und Roheiten seiner Zeit zu den verrufensten Übeltätern zählt.

Mit dem Tode Alcibiades' neigten sich die schönen Tage der Raubritter, die in ihm stets einen hilfsbereiten Schirmherren gefunden hatten, ihrem Ende zu. Im Jahre 1558 wurden die letzten adeligen Placker Mich. von Hansen und Hessel von Krumbach hingerichtet. Es trat eine nahezu 70jährige Ruhepause ein. Unter den Segnungen des Friedens hob sich der Wohlstand wieder in geradezu wunderbarer Weise. Die Befestigungen der Stadt wurden ergänzt und erweitert. Die Fleischbrücke gelangte zur Ausführung. Am Sand und bei St. Johannis wurden zwei Schießhäuser erbaut, der Eingang zum Zeughause mit zwei trutzigen Türmen versehen und als Krone der gesamten Bautätigkeit erstand der stolze neue Rathausbau unter der Leitung des ebenso leichtlebigen und dem Trunke ergebenen als genialen Baumeisters Jakob Wolf des Jüngeren. Auch der zierliche Brunnen des Meisters Pankraz Labenwolf im Rathaushofe sowie der anmutig aufgebaute Tugendbrunnen nächst der Lorenzer Kirche von Benedikt Wurzelbauer sind Schöpfungen jener Zeit. Unter den Wohnhäusern sind namentlich das Haus des Schwiegersohnes des reichen, von Venedig übergesiedelten Barthol. Viatis, das sogenannte Peller-Haus, mit seiner reichen Fassade (Vorderseite) sowie das Topler-Haus auf dem Paniersplatze mit seinen wirksamen Maßwerken anzu-

führen. Ein weiteres Ruhmesblatt jener Jahre ist die Gründung der Universität Altdorf. Die wieder freier atmende Bevölkerung ergötzte sich an Schützenfesten, Stückschießen und festlichen Einholungen einziehender Kaiser. Nur das wiederholte Auftreten des grausen Gespenstes der Pest verursachte zeitweise Schrecken und Entsetzen und forderte mehr Opfer als ein ernsthafter Krieg. So sollen im Jahre 1562 gegen 9000 Menschen und im Jahre 1585 5400 Menschen dieser entsetzlichen Seuche verfallen sein.

VII.

Schicksale der Stadt im Dreißigjährigen Kriege.

Es macht fast den Eindruck, als wären die langen Friedensjahre eine Gnadenfrist und Schonzeit gewesen, um die Widerstandskraft der Stadt so weit zu stärken, damit sie nicht der schwersten Heimsuchung, dem Dreißigjährigen Krieg, unterlag. Schon im Oktober 1621 begannen die Truppendurchzüge mit allen zeitgemäß damit verbundenen Greueln. Den Anfang machten Ernst v. Mansfeld und Tilly. Beide machten vergebliche Pumpversuche bei der Stadt; letzterer verlangte nicht mehr als eine Million Gulden. Hierauf machten die erstaunten Bewohner der Stadt die Bekanntschaft durchziehender polnischer Kosaken. 1623 folgte Pappenheim, ein Jahr darauf der Kurfürst von Bayern in Begleitung von Tilly und 1622 lagen Wallensteiner Truppen in der Umgebung. Um den Durchzug und die Einquartierung in der Stadt fernzuhalten, opferte dieselbe 100 000 Gulden und, als die Vereinbarung nicht eingehalten wurde, abermals die gleiche Summe um die unwillkommenen Gäste los zu werden.

Die nächsten Truppen waren die Musketiere des Markgrafen von Brandenburg, die man allgemein nur die Kuhdiebe nannte. Das Jahr 1628 brachte mehr Einquartierung denn je. An Unterhaltung fehlte es zwar nicht; aber Handel und Gewerbe lagen völlig darnieder. Nur Wirte, Waffenschmiede, Schwertfeger, Schmiede und Sattler hatten alle Hände voll zu tun; sie konnten jedoch lange warten, bis einer sie bezahlte. Der Rat hielt nach alter Gewohnheit ängstlich auf Neutralität und sah ruhig zu, wie Kurfürst Maximilian die Glaubensgenossen in der Oberpfalz mit Gewalt zum alten Glauben zwang. Um den hohen Herrn bei guter Laune zu erhalten, trat man, freilich schweren Herzens, auf dessen Verlangen das unvergleichlich schöne Bild Albrecht Dürers, eine seiner reichsten Schöpfungen mit der Darstellung der vier Apostel, das er seiner Vaterstadt zum Gedächtnis gestiftet hatte, an den Kurfürsten ab.

Wallenstein scheint von der Stadt einen guten Eindruck empfangen zu haben, denn er kehrte schon 1630 wieder, verweilte zwei Tage daselbst und wurde mit den höchsten Ehren empfangen. Als Absteigequartier diente ihm das gegenwärtige Kornsche Haus auf dem Weinmarkte. Die schwächliche Nachgiebigkeit des Rates nahm bei zunehmender Machtlosigkeit immer schlimmere Formen an und steigerte sich bis zur Unwürdigkeit. Auf Forderung des kaiserlichen Obersten Altringer entließ er 1600 Mann geworbenes Fußvolk und zahlte abermals eine erhebliche Kontribution. Am unrühmlichsten aber war sein Rücktritt von dem erst im Jahre vorher in Leipzig getroffenen Übereinkommen zur Abwehr katholischer Übergriffe, wobei er versprochen hatte, „Leib, Ehre, Hab und Gut“ für den neuen Glauben einzusetzen. Inzwischen war König Gustav Adolf von Schweden bis Würzburg vorgedrungen und verhandelte mit den Abgesandten Nürnbergs. Zweimal wichen dieselben einem angebotenen Bündnis aus und erst als der König unwillig eine drohende Haltung annahm, sandte der Rat eine Ab-

ordnung um ein Übereinkommen abzuschließen. Man bewilligte eine Unterstützung von 106 560 fl., weigerte sich jedoch abermals ein festes Bündnis einzugehen. Aber die verderbendrohende Wetterwolke rückte immer näher. Tilly lagerte bei Schweinau; die Nürnberger Veste Lichtenau hatte sich dem Feinde ergeben. In Schwabach kam es zwischen den Abgeordneten der Stadt und Tilly zu einer heftigen und erregten Auseinandersetzung. Letzterer beschuldigte die Nürnberger des Meineides gegen den Kaiser, verlangte Entlassung aller geworbenen Söldner und Verproviantierung seiner Armee, welche Zumutungen jedoch abgewiesen wurden. Die Streitscharen des Feindes rückten so nahe an die Stadt heran, daß aus den Türmen und Mauern auf sie geschossen wurde, und Tilly entging nur knapp dem Tode, indem eine Kugel die Sänfte traf, in der er getragen wurde. Am 23. November zog Tilly nach Schwabach, während seine Generale Cranz und Altringer noch länger in der Umgegend verweilten. Die entmenschten Horden verheerten namentlich die Ortschaften des Pegnitztales bis aufwärts nach Hersbruck und Velden. Endlich zogen sie am 10. Dezember nach Böhmen ab.

Gustav Adolf, durch die unentschlossene Haltung des Rates immer mehr aufgebracht, drohte endlich die Stadt gewaltsam zu besetzen und schlug bei Burgfarrnbach ein Lager auf. Nun galt es Farbe zu bekennen; die Not erforderte gebieterisch eine Entscheidung. Der Rat sandte eine Gesandtschaft an den König und lud ihn zum Besuche der Stadt ein. Unter dem begeisterten Jubel des Volkes, das in überwiegender Mehrheit für Gustav Adolf Partei nahm, hielt der König am 21. März 1632 in Begleitung des Pfalzgrafen Friedrich und des Herzogs Ernst von Weimar seinen Einzug und stieg im Hause Wilhelm Imhofs am Ägidienberg ab, nachdem vorher ein Nürnberger Hilfskorps von 2000 Mann zu seinem Heere gestoßen war. Im Juni wiederholte der König seinen Besuch und hielt im Schlößchen

auf dem Thumenberg mit Abgeordneten der Stadt einen Kriegsrat. Wallenstein hatte indessen mit vortrefflicher Benützung des Geländes ein stark befestigtes Lager auf dem linken Rednitzufer aufgeschlagen, dessen Hauptpunkt die beherrschenden Höhen der Alten Veste bildeten. Mit dem Anrücken des kaiserlichen Heeres nahm die Unsicherheit der Straßen überhand. Eine Gesellschaft aus Altdorf, meist aus Angehörigen der Universität daselbst bestehend, wurde von Kroaten aufgehoben und nur gegen hohes Lösegeld freigelassen. Nur den Dr. Nößler behielt man als Arzt zurück, ließ ihm jedoch eine glimpfliche Behandlung zuteil werden. Mit großer Energie und Umsicht wurde auf Befehl des Königs an der Erweiterung und Verstärkung des Verteidigungsgürtels gearbeitet. Schanzen wurden aufgeworfen, Palisaden eingerammt und Gräben hergestellt. An der Einmündung der Hauptstraßen brachte man Tore an und stellte Blockhäuser auf. Über 300 Geschütze wurden auf den Schanzen, Wällen und Bastionen aufgestellt. 6000 Bürger der Stadt nebst vielen geflüchteten Landleuten, unterstützt von finnischem Kriegsvolke, wurden zu den Arbeiten herangezogen. Der Befestigungsring zog sich bis Großreuth hinter der Veste; eine besonders starke Schanze, die Sternschanze, wurde hinter dem St. Johannis-Kirchhofe angelegt. Die Stadt selbst stellte 3000 bewaffnete Bürger, die in 24 Fähnlein eingeteilt waren, welche die Buchstaben des Alphabets trugen. Dazu kamen noch 4800 geworbene Söldner und 300 Reiter unter dem Befehl der Obersten Leubelfing und Schlammersdorf. Das Hauptquartier Gustav Adolfs befand sich vor der Stadt bei dem Schlößlein von Lichtenhof. Die Stärke seines Heeres wird auf 20000 Mann geschätzt einschließlich der Nürnberger Truppen. Wallenstein dagegen verfügte über etwa 60000 Mann mit 13000 Pferden. Diese Überlegenheit wurde indessen reichlich aufgewogen durch den vortrefflichen Stützpunkt des schwedischen Heeres. Mitte August erhielt Gustav Adolf einen ansehnlichen Zuzug

von beiläufig 20000 Mann unter dem General Oxenstierna, der sich bei Bruck unweit Erlangen mit ihm vereinigte, ohne daß Wallenstein unbegreiflicherweise einen Versuch gemacht hatte dies zu verhindern. Die kampflose Übergabe der wertvollen Festung Lichtenau durch den Pfleger Gg. Scheurl erregte den höchsten Zorn des Königs und er hätte Scheurl am liebsten hinrichten lassen. Gegen 6 Wochen vergingen, ohne daß es zu einer Hauptaktion zwischen den beiden Gegnern gekommen wäre. Man beschränkte sich gegenseitig auf kleine Unternehmungen und Neckereien und vergeblich erwartete jede Partei, in günstiger und wohlbefestigter Stellung von dem Gegner angegriffen zu werden. In der Oberpfalz nahmen die Schweden bei Freystadt einen großen Proviantzug weg und Gustav Adolf bestand gleichzeitig bei Burgthann ein siegreiches Treffen mit den Kaiserlichen, nach dem er mit seinen Offizieren in einer Höhle des Schwarzachtales bei Gsteinach einen Dankgottesdienst abhalten ließ. Indessen waren diese Vorgänge von untergeordneter Bedeutung. Auch die Beschießung von Wallensteins Lager bei Gebersdorf verfehlte ihren Zweck, indem sich der Feind nicht zum Verlassen seines starkbefestigten Lagers und zu einer offenen Feldschlacht verlocken ließ.

Endlich am 24. August entschloß sich Gustav Adolf zu einem Hauptschlag. Er überschritt mit seinem Heere die Rednitz bei Fürth und nahm Aufstellung bei dem Dorfe Fürberg gegenüber der alten Veste. 10 Stunden tobte der Kampf um die in einen feuerspeienden Berg umgewandelte Stellung. In rascher Aufeinanderfolge schritten deutsche und schwedische Regimenter voll Todesverachtung dem Feuer der Büchsen und Kanonen entgegen, überschritten alle vorgelegten Hindernisse und kletterten den Hügel hinan, aber vergebens. Der vernichtende Hagel der Geschosse zwang sie immer wieder zu verlustreicher Umkehr. Der König schalt die zurückweichenden deutschen Regimenter als Ausreißer und setzte sich selbst mit gezogenem Degen an die

Spitze seiner schwedischen Eliteregimenter. Eine Kanonenkugel riß ihm den rechten Stiefelabsatz weg und dem Herzog Bernhard von Weimar wurde das Pferd unter seinem Leibe erschossen. Aber auch der Heldenkönig mußte diesmal weichen. Wallenstein, der ebenfalls ein Pferd verlor, stand gleich dem verkörperten Schlachtengotte kaltblütig und gebietend inmitten seiner Soldaten. Mit Falkenaugen erkannte er jede Stelle, wo Gefahr drohte oder wo es galt einen Vorteil auszunützen, und gab kurz und kaltblütig, bestimmt und mit lauter Stimme die geeigneten Befehle. Ein kalter Regen fiel vom Himmel herab, verwandelte das Erdreich in glitscherigen Kot und erschwerte die Annäherung des Feindes. Im Tale des Bibertbaches auf dem rechten kaiserlichen Flügel rasselte eine geharnischte Reiterschar in vollem Galopp zu einem Ausfall auf die Schweden heran, wurde aber von dem General der Artillerie, Torstenson, mit mörderischem Feuer empfangen und mußte zurückweichen. Der tapfere General der Reiterschar, Graf Jakob Fugger, wurde tödlich verwundet und starb bald darauf im Spital zu Nürnberg. Bei einem zweiten Ausfalle jedoch geriet Torstenson in Gefangenschaft. Erst mit untergehender Sonne wurde der Kampf eingestellt und der Rückzug unter Mitnahme der Verwundeten in guter Ordnung angetreten. Der Verlust der Schweden betrug annähernd 2500 Mann, derjenige der Kaiserlichen war infolge ihrer geschützten Stellung wesentlich geringer. Es war eine der größten und numerisch†) stärksten Schlachten des ganzen Dreißigjährigen Kriegs. Wohl hatte Wallenstein seine Stellung behauptet, aber auch Gustav Adolf war nicht geschlagen. Alle Tapferkeit der Truppen auf beiden Seiten und das viele vergossene Blut hatten keine Entscheidung herbeigeführt. In der Nacht nach der Schlacht war das Neue Tor von Karren und Wagen, Toten und Sterbenden so verstopft, daß man es nicht schließen

†) d. h. nach Zahl der Kämpfenden.

konnte. Dazu herrschte empfindliche Kälte; in einer Sandgrube hinter St. Johannis erfror eine Anzahl von Edelknaben.

Eine Anzahl der gefallenen kaiserlichen Offiziere wurde in der Wöhrder Kirche beigesetzt. In den Straßen der Stadt lagen noch tagelang halbverweste Leichname, die von Schweinen angefressen wurden. Ruhr und Typhus herrschte unter der Bevölkerung; die Totentafeln von St. Sebald, Lorenz und Wöhrd verzeichneten 4522 Gestorbene. Ringsum lag das Land verwüstet; die Nahrungsmittel fingen an sehr knapp zu werden. Die Ausreißerei im kaiserlichen Heere nahm so überhand, daß von 16000 Reitern zuletzt nur 4000 übrig blieben.

Am 8. September zog Gustav Adolf unter Hinterlassung von 4500 Schweden unter dem Reichskanzler Oxenstierna in der Richtung nach Windsheim ab. Am andern Tage folgte ihm Bernhard von Weimar mit 10000 Mann, begleitet von einer Anzahl Kaufleute, die zur Messe nach Frankfurt a. M. zogen, gewiß ein seltenes Beispiel unerschrockener Berufserfüllung unter den schlimmsten Zeitumständen. Wenige Tage nachher brannte Wallenstein sein Lager bei der Alten Veste ab, wahrscheinlich, weil es ihm an den nötigen Zugtieren zum Transport des Lagergerätes fehlte, und wandte seinen Marsch nach Norden. Am 17. Oktober kehrte Gustav Adolf nochmals nach Nürnberg zurück und nahm das Lager seines Gegners an der Alten Veste in Augenschein. Er folgte demselben nach und bereits am 6. November kam es zur Schlacht von Lützen, wo bekanntlich der siegreiche Held im noch nicht vollendeten 38. Lebensjahre seinen Tod fand.

Nach dem Abzuge der beiden Heere konnte die Stadt wieder freier aufatmen; doch war diese Pause nur von kurzer Dauer. Durch die Niederlage der Schweden bei Nördlingen wurde ihre Lage wieder hochbedenklich. Fürth und die umliegenden Ortschaften wurden durch die Horden

Isolanis niedergebrannt; über Nürnberg schwang wieder einmal die Pest ihre verheerende Geißel und forderte in einem Jahre mehr als 2000 Opfer. Der militärische Oberbefehl ruhte in den Händen des schwedischen Obersten Hastver, der in einem Treffen bei Reichenschwand fiel und in der Kirche des Predigerklosters beigesetzt wurde. Hersbruck wurde durch die bayerische Besatzung Ambergs geplündert, kurze Zeit darauf jedoch durch einen glänzenden Sieg Leublfings wieder gewonnen. Das wiederbesetzte Lichtenau wurde durch den Oberstleutnant Koler mannhaft gegen alle Angriffe der Kaiserlichen gehalten; dagegen fiel General Wahl siegreich in das Nürnberger Gebiet ein und besetzte Hersbruck, Lauf und Altdorf. So schwankte der Sieg mit wechselndem Erfolge hin und her, bis es endlich der Stadt gelang, am 24. Juni 1635 mit dem Kaiser Frieden zu schließen, der unter dem Donner der Kanonen, unter Trompetenfanfaren und Glockengeläute verkündigt wurde. Die dankbar frohe und zaghaft hoffende Bevölkerung strömte in die Kirchen um diese Freudenbotschaft in andächtigem Gottesdienste zu feiern. Die schwedische Besatzung zog ab und Nürnberg zahlte eine Kriegsentschädigung von 180000 fl.

Aber der allgemeine Friede sollte noch 13 Jahre auf sich warten lassen und die Stadt hatte während dieser Zeit noch manches Harte zu erdulden. Schon im November desselben Jahres zogen 6000 polnische Reiter durch das Nürnberger Gebiet, wobei etliche Ratsherren überfallen und ausgeplündert wurden. Zu Anfang des Jahres 1641 schlugen drei kaiserliche Regimenter in der Umgebung ihr Lager auf und hausten in hergebrachter Weise wie in Feindesland. Der Nürnberger Rat geriet durch fortwährende Forderungen in Geldnot. Zeitweise war es ihm gar nicht möglich die Zinsen für die gemachten Anleihen aufzubringen, trotzdem er Kinder unter 12 Jahren sowie Knechte und Mägde zur Besteuerung heranzog. Aber alle guten und bösen Tage finden ihr Ende und so fand auch dieser Krieg durch den

Frieden von Osnabrück und Münster seinen Abschluß. Am 25. September 1649 fand in dem großen Rathaussaale ein Friedensmahl aller Kongreßmitglieder statt, das der Pfalzgraf Karl August, nachmaliger König von Schweden, ausrüstete und der sprachkundige Maler Joachim Sandrart in einem Bilde darstellte, welches von dem schwedischen General Wrangel der Stadt verehrt wurde.

VIII.

Die unheilvollen Folgen des Krieges für die Stadt.

Greulich waren die Wunden, die der große Krieg dem deutschen Vaterlande geschlagen hatte. Von 34700 Dörfern waren nur 6000 übrig geblieben. In Böhmen war die Einwohnerzahl von 3 Millionen auf 780000 zusammengeschmolzen. In Nürnberg und Fürth gestattete der Kreistag, daß jedem Manne erlaubt sei zwei Frauen zu nehmen; auch katholische Geistliche durften heiraten.

Nach einem Spottworte war es den Soldaten bloß verboten heiß Eisen und Mühlsteine mitzunehmen. In der Verzweiflung aß man Gras, Blätter, Tierfelle. Aas, Leichen, sogar vom Galgen Abgeschnittene wurden in höchster Not verzehrt. In einem nassauischen Dorfe blieben von 130 Familien nur 20, in Hadermarschen von 600 Seelen kaum 20 übrig. Die Wölfe hatten sich im Lande so stark vermehrt, daß sie in ganzen Herden Dörfer und kleine Städte anfielen. In Magdeburg, das 40000 Einwohner gezählt, standen außer dem Dom nur noch 139 Häuser und wenige dürftige Hütten. Im Freisingschen sank der Preis eines Gutes von 2000 fl. auf 70 bis 80 fl. herab; im Amt Württemberg galt der Morgen Land 2 bis 5 fl.

Zum bleibenden Gedächtnis beschloß der Rat, auf dem Marktplatz ein Reiterdenkmal Gustav Adolfs aufzurichten, und der König von Schweden erklärte sich bereit einen namhaften Beitrag zu leisten. Doch fürchtete man nicht mit Unrecht, daß diese Ehrung eines protestantischen Fürsten und des größten Gegners des Kaisers die Empfindlichkeit desselben schwer kränken würde. Man wählte daher einen unverfänglicheren Gegenstand und beschloß einen Kunstbrunnen zu errichten. Zwei tüchtige Künstler, Christoph Ritter und Georg Schweigger, wurden mit der Ausführung betraut und lösten dieselbe zur größten Zufriedenheit, wenn auch das Werk eine gewisse Unruhe nach dem Geschmack der Zeit verrät. Im Jahre 1650 war der Guß vollendet. War es nun Geld- oder Wassermangel oder vielleicht beides, kurzum die Schöpfung kam nicht zur Aufstellung. Das Kunstwerk ruhte lange Zeit halb vergessen und verstaubt in einem Stadel der Peunt, bis es von dem Kaiser von Rußland um den Preis von 60000 fl. gekauft wurde und in einem Parke von St. Petersburg seine Aufstellung fand. Durch die Großherzigkeit eines Nürnberger Bürgers wurde indes im Jahre 1902 eine Nachbildung des Denkmals auf dem Hauptmarkte zu Nürnberg aufgestellt.

Daß ein so grausamer Krieg von der durchschnittlichen Dauer eines Menschenlebens mit seinen ungeheuern Anforderungen, verschärft durch Pestilenz und Seuchen, alle Grundfesten von Kraft, Intelligenz*) und Behagen bis in das Innerste erschüttern mußte, bedarf keiner weiteren Ausführung. Immer tiefer sank der Glücksstern der Stadt und es bedurfte nahezu zweier Jahrhunderte, bis er wieder zu steigen begann.

Allein die Stadt war nicht frei von eigener Schuld. Ohne Zweifel lag der Hauptgrund des Niederganges in der Ungunst der Zeiten. Dazu gehörte auch die Beein-

*) bedeutet hier soviel wie geistiges Leben.

trächtigung des Handels durch das Auffinden neuer Absatzwege, die den Warenzug von der Stadt ablenkten. Das Wichtigste war aber die Aufstellung eines klaren städtischen Haushaltungsplanes. Man mußte sich vor allem ein richtiges Bild von dem Umfange der städtischen Verpflichtungen entwerfen und sich streng in dem Rahmen des aufgestellten Planes halten. Von alldem geschah nichts. Man verfuhr vielmehr nach der Art herabkommender Familien, die versuchen, ihre mißliche Lage durch eine gesteigerte luxuriöse Gastlichkeit zu verschleiern. Nach wie vor machte man an durchreisende Fürstlichkeiten, Ritter und Abenteurer reiche Geschenke. Der Rat vergeudete Unsummen für Gastereien und Bewirtungen. Im Jahre 1622 beliefen sich die Ausgaben hierfür allein auf die Summe von 7395 fl. 17 Schilling 8 Pfennig. Das nötige Geld ward zu hohen Zinsen aufgenommen; man liebte es stets volle Kassen zu haben, und bekanntlich wird nie mehr ausgegeben, als wenn Geldüberfluß vorhanden ist. Von der Aufstellung eines Haushaltungsplanes war keine Rede, ebensowenig von einer gewissenhaften Kontrolle. Man lebte in den Tag hinein. Schließlich verwirrte und verlor sich der Überblick über die städtischen Finanzen und das Rechnungswesen derart, daß es einem Rattenkönige zu vergleichen war. Es muß auffallend erscheinen, daß in einer städtischen Verwaltung, in der viele Männer saßen, die durch Handel reich geworden waren, ein solches Lotterleben einreißen konnte. Allein vom Ehrgeize getrieben, es dem Landadel gleich zu tun, der sich auf Grundbesitz stützte und der mit Geringschätzung auf die handeltreibenden Pfefferſäcke herabsah, hatten die städtischen Patrizier sich mehr und mehr vom Handel zurückgezogen und ihr Vermögen in Landgütern angelegt. Durch den anhaltenden Krieg und die beständigen Einquartierungen waren Felder und Wälder verwüstet worden; die Vorräte und Güter waren weggebrannt und der verarmte Bauer war nicht imstande seine Abgaben zu leisten. Ein Mann aber,

dessen eigener Besitz im Niedergange begriffen ist, eignet sich wenig, um durch seinen Rat, seine eigene Einsicht den Niedergang eines großen Gemeinwesens aufzuhalten. An Ausnahmen hat es freilich nicht gefehlt. Joh. Albrecht Rieter legte als oberster Losunger im Jahre 1697 seine schweren Bedenken über die höchst mißlichen und ungeordneten Zustände der städtischen Finanzverwaltung dar und als er kein Gehör fand, legte der ehren- und gewissenhafte Mann seine Ratswürde nieder, gab sein Bürgerrecht auf und zog sich nach Kornburg zurück. Die Steuern erreichten allmählich eine ungeheure Höhe. Die Kapitalsteuer betrug $16^2/_3$ Prozent. Man griff zu den wunderlichsten und naivsten Mitteln um die Steuerschraube fester anzuziehen. Da der Bürger wegen rückständiger Steuer nicht gepfändet werden durfte, so kam man auf den höchst originellen Gedanken, demselben, wenn er starb, keinen Sarg mit gewölbtem Deckel zu gestatten, sondern beerdigte ihn in einem Sarg mit einem flachen Deckel, dem sogenannten „Nasenquetscher“, eine Maßregel, die sich als sehr wirksam erwiesen haben soll.

Diese drückenden Finanzverhältnisse bewirkten, daß sich eine ängstliche, nur für das Nächste besorgte Gemütsstimmung der Einwohner bemächtigte. Die Unternehmungslust stockte, der Gemeinsinn schwand, die Mehrzahl dachte nur an den eigenen Vorteil und suchte auf Unkosten der anderen ihren Lebensunterhalt zu erringen. Die Innungen lagen im Kampfe miteinander über das, was ihnen erlaubt war zu machen und was nicht. Die Bäcker durften keinen Zucker verwenden, dem Feinbäcker war nur gestattet denselben zur Bestreuung in Anwendung zu bringen, während es dem Konditor erlaubt war, seinen Produkten innerlich und äußerlich Zucker beizumengen. Der Buchbinder durfte kein Portefeuille machen, während dem Portefeuiller nicht erlaubt war Bücher zu binden. Dem Beutler war verboten Hosenträger zu verfertigen, während der Handschuhmacher keinen Beutel liefern durfte. Die Trennung erstreckte sich auf alle

Gegenstände des täglichen Gebrauches und des Luxus, und kam ein neuer Modeartikel auf, so stritten sich die verschiedenen Handwerker wie Hunde um einen Knochen, wem dieses neue Produkt zugesprochen werden sollte. Ein Meister überwachte argwöhnisch den anderen, damit er nicht mehr Gesellen und Lehrlinge hielt, als das Gesetz ihm gestattete. Auch war ihm nicht erlaubt billige weibliche Arbeitskräfte zu verwenden, und dieses Verbot erstreckte sich sogar auf Frauen und Töchter. Hatte ein Meister eine mechanische Verbesserung ersonnen, die ihm gestattete schneller und billiger zu arbeiten, flugs war die Obrigkeit bei der Hand und nahm ihm seine Vorrichtung weg. Diesem Schicksal verfiel ein Fingerhutmacher, der ein Maschinchen erfunden hatte, die Löcher in den Hut mechanisch zu stanzen. Denunziationen, Spionierei, Klagen und Bestrafungen waren an der Tagesordnung. Die Kunst im Handwerk artete zu Künsteleien und Spielereien aus. Während man früher auf tüchtige Arbeit gesehen hatte, konkurrierte man jetzt mehr durch Billigkeit und suchte sein Heil in der Produktion von Massenartikeln. Früher war man stolz gewesen auf die eigene Geschäftsmarke; nun fing man an alle Produkte mit gefälschten französischen, englischen und Wiener Firmen zu versehen. Hatte man ehedem auf solide Arbeit gehalten, so fertigte man nunmehr Schundware zu den unglaublichsten Preisen, wie z. B. Farben, mit denen man nicht malen, Bleistifte, mit denen man nicht zeichnen konnte, Nadelbüchslein, bei denen bloß die oberste Schicht eines Pakets innen ausgedreht war. Das Meisterrecht war längst zum Privilegium der Meistersöhne und solcher geworden, die eine Meisterstochter oder -witwe heirateten. Gesellen von 70 Jahren und darüber waren keine Seltenheiten. Es kam daher vor, daß 20jährige Burschen Matronen von 60 Jahren und darüber heirateten, nur um das heißersehnte Meisterrecht zu erlangen. Es kamen tatsächlich auch Scheinehen vor. Ein junger Geschäftsführer heiratete die Mutter

seiner Braut und lebte mit der Tochter, die dann im Laufe der Zeit ihre Kinder für ihre Geschwister ausgab. Ein anderes Mal ließ sich ein Schlotfeger mit seiner Patin trauen und lebte in wilder Ehe mit seiner Auserwählten. In den Innungsstuben herrschte ein philiströser Kultus mit sinnlosen, auswendig gelernten Formeln, bei welchen stets die wiederkehrende Anrede „Mit Vergunst“ eine hervorragende Rolle spielte. Wie der Handwerksbursche einzutreten, wie er seinen Stock und sein Felleisen hinzulegen, wie er anzuklopfen hatte, war genau vorgeschrieben. So empfing z. B. der Bürstenbindermeister den eintretenden Gesellen, der nach Arbeit frug, regelmäßig mit den Worten: „Was macht Ihr hier in diesem staubigen Wetter?“ und wenn auch der Regen in Strömen vom Himmel fiel. Nicht mit Unrecht machten sich die Lehrlinge über Altgesellen und Meister lustig. Mit Argusaugen überwachte man auswärtige Händler, namentlich die von Fürth und Schweinau, die heimlicherweise ihre Fabrikate in der Stadt hausieren trugen. Man verfolgte sie wie ein gehetztes Wild, zog aus ihren Taschen oder unter ihren Röcken verborgene, eingeschmuggelte Waren hervor und ließ sie einsperren; nebenbei belegte man sie mit allerlei Schimpfnamen, als Bönhasen usw. und beschuldigte sie einer unsittlichen Lebensführung. Man ging von dem scheinbar logischen Grundsatze aus: Das Brot des Bürgers ist ohnedem knapp zugemessen, was soll man die Zahl der Hungernden vermehren? Katholiken und Andersgläubige wurden grundsätzlich abgewiesen. Viele der Zurückgewiesenen ließen sich zum Schaden der Stadt in Fürth nieder, das aus einem unbedeutenden Marktflecken allmählich zu einer Stadt heranwuchs. Erlangen, Schwabach, Allersberg hatten durch den Zuzug ausgewiesener Familien, die neue Industrien mitbrachten, großen Nutzen gezogen.

Mutlosigkeit und Niedergang waren die Signatur der Zeit und es wäre zum Verzweifeln gewesen, wenn es trotzdem im Handwerke nicht immer noch tüchtige, erfindungs-

reiche und intelligente Kräfte gegeben hätte, z. B. die kunstreiche Drechslerfamilie Zick, den Erfinder der Klarinette Jos. Christ. Denner, den Gründer der berühmten Landkartenhandlung Joh. Baptist Hahmann usw. Ganz besonderer Pflege hatten sich die naturwissenschaftlichen Bestrebungen zu erfreuen, unterstützt von tüchtigen Gelehrten, Kupferstechern und Malern. Auch achtungswerte Dilettanten*) gab es darunter, so war z. B. der Bäckermeister Burger ein ganz tüchtiger Astronom. Während sonst die Stiftungen fast ausschließlich einen kirchlichen oder wohltätigen Zweck verfolgten, flossen solche jetzt den Bildungszwecken zahlreich zu und man gründete sogar Armenschulen. Auf dem Schloßzwinger wurde aus Privatmitteln ein astronomisches Observatorium (Sternwarte) errichtet.

IX.

Nürnberg um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Aussehen der Stadt. Verkehr und öffentliches Leben.

Nürnberg war um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine stille Stadt geworden. Man lebte von dem Ruhm der Väter. Zwar bot sie in ihrer Gesamtheit äußerlich noch immer das malerische Gepräge der Vorzeit. Die mächtige Umwallung mit den vielgestaltigen Türmen, Bastionen und Zwingern, überragt von der alten Kaiserburg, die edel aufstrebenden Kirchen, die hochgiebeligen Bürgerhäuser mit den zierlichen Erkern, die kunstvollen Brunnen aus Bronze und Stein übten noch ungeschwächt ihre alte Anziehungskraft aus. Aber gar manche Stelle der Stadtmauer zeugte von beginnendem Verfall; in entlegenen Straßen keimte das Gras zwischen den Fugen der

*) Personen, die sich nicht berufsmäßig sondern nur aus Liebhaberei mit einer Kunst oder Wissenschaft beschäftigen.

Pflastersteine hervor, die zahlreichen Wandmalereien in den Häusern waren verblichen und stellenweise nicht mehr kenntlich und von den seltsamen nach oben sich verbreiternden Fachwerkbauten war der Mörtel abgesprungen und die Häuser standen bedenklich schief. Es kam vor, daß ein mehrstöckiges Haus einstürzte und einen Teil seiner Bewohner begrub. An den Kirchen waren die zierlichen Fialen und Baldachine sowie die anmutig durchbrochenen Maßwerke an Fenstern, Türen und Galerien vom Alter angefressen und wurden von kurzer Hand auf das Straßenpflaster geworfen um Unheil zu verhüten. Die klaffenden Lücken, welche dadurch entstanden, verdeckte man mit Blech und wenn es hochkam mit Kupferplatten. Ein Neubau gehörte zu den Seltenheiten; es wurde weit mehr eingerissen als aufgebaut. Zeigten sich im Verlauf der Zeit an den Mauern und Wölbungen einer Kirche Risse, so war man rasch zur Hand sie abzutragen, um dann nicht selten zu finden, daß diese Bauten noch Jahrhunderten getrotzt haben würden. So verschwanden allmählich die Dominikanerkirche an der Ecke der Theresienstraße, die Augustinerkirche beim Leistlein, die Barfüßerkirche an der Museumsbrücke sowie die Kirche des Ebracher Hofes in der Karolinenstraße und anderes. Ältere Bildwerke aus Holz und Stein, Wappenschilde, Altäre und dergleichen wurden verschleudert und als Brennholz verbrannt oder als altes Gerümpel auf den Dachböden von Stallungen und Städeln untergebracht, wo sie der Vergessenheit anheimfielen, wie z. B. die herrliche betende Madonna. Ein kunstreiches Bronzerelief Labenwolfs auf dem Grabe des in dem Treffen bei Reichenschwand gefallenen Obersten Hastver ging spurlos verloren. Die Frauenkirche befand sich in einem Zustande der größten Verwahrlosung. Bildwerke waren verschleppt, Chorstühle und sonstiges Geräte fortgetragen worden, ja sogar den mit steinernen Platten belegten Fußboden hatte man aufgerissen und teilweise gestohlen. Dieser Vandalismus

erstreckte sich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Noch im Jahre 1809 wurde die reizende Safranschau mit dem prächtigen, figurenreichen Giebel niedergerissen und durch den Affenkäfig der Hauptwache ersetzt, die sogar den Geschmack der Spielwarenfabrikanten verdorben hat. Dachte man doch eine Zeitlang daran den Schönen Brunnen auf Abbruch zu verkaufen, und das St. Sebaldus-Grab, Peter Vischers Meisterwerk, aus der Kirche zu entfernen. Zu den beklagenswertesten Verlusten gehört die Entfernung des prachtvollen Gitters im großen Rathaussaal, das als Bruchmessing versteigert und um 53 Gulden 32 Kreuzer für den Zentner dem Händler Fränkel von Fürth zugeschlagen wurde. Das kostbarste Stück aus dem Rathausschatze, der berühmte Tafelaufsatz Wenzel Jammitzers, wurde nur dadurch von dem Untergange gerettet, daß der wohlwollende Bürger Merkel einige Kreuzer mehr bot als ein Händler, der gewerbsmäßig Gold und Silber zusammenschmolz. Selbst was nur geringen Erlös versprach, wurde zu Geld gemacht, so daß selbst kunstreiche, schmiedeiserne Gitter und dergleichen vor der Vernichtung nicht sicher waren. Das Verständnis für kunstreiche Schöpfungen war größtenteils verloren gegangen; man schätzte die Dinge bloß nach dem Materialwerte. Für kostbare venezianische Gläser, Majolikagefäße und Terrakotten hatte man keinen Sinn; man konnte sie für wenige Kreuzer auf dem Trödelmarkte erstehen. Und doch wäre es unrecht unsere Voreltern mit dem Maße unserer Gegenwart zu messen. Die Kunst ist stets ein Kind des Überflusses und wo das bleiche Gesicht der Not zu dem Fenster hereinschaut, da gilt ein Stück Wurst mehr als der schönste Fayenceteller, den man nicht verkaufen kann.

Die Straßen der Stadt hatten schlechtes, holpriges Pflaster, stellenweise, wie z. B. hinter der Stadtmauer, fehlte dasselbe ganz. Die Rinnen lagen offen und boten der Jugend im Winter willkommene Gelegenheit zum Schlitten- und Schlittschuhfahren. In schneereichen Wintern

türmten sich vollständige Laufgräben auf und aus den Wasserspeiern ergoß sich des Regens Flut bis in die Mitte der Straßen. Erst 1792 begann man mit der Einführung von Ollaternen, die, inmitten der Straßen an Stricken hängend, bei stürmischem Winde knarrend hin- und hergeschaukelt wurden und nur ein schwaches, flackerndes Licht gaben. Auf freien Plätzen erhoben sich in weitem Rund gemauert Rad- und Ziehbrunnen mit schützendem Dache, aus denen die Mägde in blanken, kupfernen Bütten und Kannen Wasser schöpften und nach uralt biblischem Gebrauche Plauderstunde hielten. In Gassen und Gäßchen stieß man auf offene Miststätten, die dem unbekannten nächtlichen Wanderer mit Gefahren drohten. Rund um die Stadt reihten sich umfangreiche Erdschanzen mit Gräben, zum Teil noch mit vermorschtem Palisadenwerk versehen. Von gärtnerischen Anlagen und wohlgepflegten Wegen war keine Spur vorhanden mit Ausnahme der Hallerwiese und des Judenbühls, der den Schafen und Kühen zum Weideplatz diente. Es war ein beschwerliches, unerfreuliches Wandern auf schattenlosen Wegen, in tiefem Sande, neben Schutthaufen, die von Disteln und wildem Gestrüpp überwuchert waren. Mauern und Bretterzäune verhinderten die Einsicht in die schön angelegten und zahlreichen Gärten der Vorstädte, die sich von Gostenhof über St. Johannis und Wöhrd bis zum Laufertor erstreckten, wo Springbrunnen plätscherten und weiß angestrichene Steinfiguren von pausbäckigen und muskulösen Göttern und Helden, Zwergen und Liebesgöttinnen, Schäfern und Schäferinnen aus glattgeschorenen, dunklen Taxushecken leuchteten und arabeskenartige Blumenbeete in bunten Farben prangten. Namentlich hatten sich Pomeranzen- und Zitronenbäume in großen Kübeln einer besonderen Pflege zu erfreuen und man gab sich der trügerischen Hoffnung hin den Bedarf dieser südlichen Früchte mit der Zeit durch eigene Zucht decken zu können. Auch astronomische Kuriositäten, wie namentlich Sonnenuhren

usw., waren stark beliebt. In den Gärten promenierten an Sonn- und Feiertagen geputzte Herren in buntgestickten Sammetröcken, mit kurzen Hosen, Schnallenschuhen und gepuderten Perücken, sowie enggeschnürte Damen mit hohen Frisuren, weitbauschigen Reifröcken, auf hohen Stöckelschuhen, tanzten, spielten Flöte und Gitarre und sangen dazu sentimentale Lieder. Man nannte diese Gärten „Freßgütlein", nicht allein, weil daselbst gut gegessen und getrunken wurde, sondern weil dieselben nichts eintrugen und nur Zinsen fraßen.

Bei einem Gange um die Stadt war man zwischen dem Wöhrder- und Frauentor zu einem Umwege über die Vorstadt Wöhrd gezwungen, da die Schanzen und Gärten in dieser Gegend bis an die Mauer stießen und auch die Pegnitz bei ihrem Eintritt in die Stadt noch nicht überbrückt war. Hin und wieder stieß man auf viereckig ummauerte Wassertümpel, die sogenannten Sauweiher, in denen das Borstenvieh geschwemmt wurde.

Die Stadttore wurden in der Nacht geschlossen; dasselbe geschah auch, wenn ein Brand ausbrach. Die Zugänge zu den Toren waren noch mit Zugbrücken und Wächterhäuschen versehen. Wer abends nach 9 Uhr in die Stadt wollte, mußte durch ein kleines Törchen schlüpfen und einen Sperrgroschen zahlen. Keuchend kamen die Bewohner mit Frau und Kindern angerannt um noch vor Torschluß Einlaß zu erhalten. Als einst ein ehrwürdiger geistlicher Herr sich mit seinem kleinen, 3- bis 4jährigen Töchterlein verspätet hatte, meinte er, für so kleine Kinder werde doch kein Einlaß verlangt werden? Aber der unbestechliche Torwächter erwiderte mit aller pflichtmäßigen Höflichkeit: „Wollawertel! (Wohlehrwürden) jeda Sau, döi reih will, mouß zohln!"

Stadtsoldaten mit Zopf und Haarbeutel, den dreieckigen Spitzhut auf dem Kopfe, standen an den Toren Wache oder saßen rauchend, kartend und strümpfestrickend, ja auch bettelnd auf den Bänken. Jeder einziehende Fremde mußte sich bei

dem Torwart ausweisen und bei den Handwerksburschen sah man strenge darauf, daß sie hautrein waren, da die Krätze stark unter ihnen verbreitet war. Kisten und Kasten, Fässer und Körbe wurden einer genauen Inspektion unterzogen, ob nichts Vermautbares darin sei. Der Schmuggel wurde in großem Maßstabe betrieben. Damals fiel es auf, daß so häufig Fuhrmannswagen auf offener Straße mit der ganzen Fracht verbrannten. Man witterte Unrat und lernte bald die Ursachen kennen. Fuhrleute und Gastwirte luden in der Herberge nächtlich die Fuhrmannsgüter aus und verbargen die Fracht in den Scheunen. Darauf wurde der leere Wagen dicht mit Stroh ausgefüllt und auf der Landstraße angezündet. Kurze Zeit darauf kehrten in demselben Gasthofe vergnügte Gesellschaften mit stattlichen Kutschen ein und zechten bis tief in die Nacht. Die Kutschen aber hatten sämtlich doppelte Böden, in welchen namentlich große Posten von feinen Tuchen und anderen Stoffen leicht untergebracht werden konnten. Diese Verladung wurde dann in der Nacht auch gründlich besorgt und die Waren auf diese Weise harmlos und ungefährdet eingeschmuggelt. Es sollen auf diese Weise und durch andere ähnliche Praktiken ansehnliche Vermögen verdient worden sein.

Die Handelsstraßen, die von Nürnberg aus nach allen Himmelsrichtungen des Deutschen Reiches führten, waren in der kläglichsten Verfassung. Es wurde schon als eine wesentliche Erleichterung begrüßt, wenn stellenweise ein Knüppeldamm gelegt war. Noch unter der Regierung König Ludwigs I. beklagte sich eine städtische Deputation darüber, daß die Frachtwagen bei St. Jobst, eine halbe Stunde von Nürnberg entfernt, bei schlechtem Wetter bis an die Achsen im Kot versanken und stecken blieben. Die Chaussee nach Fürth wurde erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gebaut; früher führte der Weg über Schniegling und Doos. Der erste Posteilwagen fuhr vom Jahre 1826 ab in 19 Stunden nach Hof und man war stolz darauf, damit

den äußersten denkbaren Grad von Schnelligkeit erreicht zu haben. Der ganze Güterverkehr geschah durch Frachtwagen. In den Straßen, die zu den Haupttoren führten, herrschte in der Nacht und besonders vom Samstag bis zum Sonntage ein geschäftiges und lebendiges Treiben. In der Lamms-, Ludwigs-, Königs- und Lauferstraße standen zahlreiche Fuhrmannsherbergen, als: zum Engel, zum Wolf, zum Lamm, zu den fünf Türmen usw., deren Wirtsschilder in Holz-, Stein- und Wandgemälden weithin prangten. Diese Herbergen hatten Stallungen für 100 Pferde und darüber. Das Pflaster vor diesen Wirtshäusern war in den Abendstunden mit Kisten, Ballen, Säcken und Fässern derartig versperrt, daß der Verkehr dadurch gehemmt war. Bei Laternenschein, unter Geschrei und lebhaften Zurufen und mit Hilfe von Hebeln und Leitern wurden von kräftig gebauten Ladergehilfen in ledernen Schurzfellen, an denen ein starker, eiserner Ladehaken hing, die vielgestaltigen Gepäckstücke kunstgerecht verladen, wozu die mit Laternen versehenen Hausknechte und Fuhrleute eifrig halfen. Diese Verladung erforderte Geschick und Erfahrung. Es mußte das Gleichgewicht berücksichtigt werden; die schwächeren Gegenstände durften nicht dem Drucke schwerer Lasten ausgesetzt sein, andere wieder waren zerbrechlicher Natur oder mußten mit besonderer Sorgfalt vor Nässe geschützt werden. Besonders aber waren die Weite und Höhe der verschiedenen Tore auf der ganzen Strecke zu berücksichtigen. Man hatte zu diesem Zwecke zuverlässige Aufzeichnungen zur Verfügung. Bei geringer Abweichung oder bei schiefer Ladung blieb der Wagen unter dem Tore stecken und sperrte den Verkehr. Es mußte unter den ungünstigsten Verhältnissen umgeladen werden, was nicht ohne kräftige Flüche der Fuhrleute und Scheltworte der Passagiere abging. War die Ladung fertig, so wurde sie mit gleichmäßig beschnittenen Strohbündeln überwölbt und mit einer mächtigen weißen Blahe zugedeckt. Der Fuhrmann war stolz darauf, daß sein Fuhrwerk ein

stattliches und gefälliges Aussehen hatte. Am andern Morgen, mit Vorliebe an Sonntagen, wurde die Reise angetreten. Der Fuhrmann mit einem künstlichen Blumenstrauße als Geschenk der Kellnerin auf dem Hute, angetan mit einer sauberen, auf den Achseln gestickten, hellblauen Bluse und begleitet von seinem unvermeidlichen Spitz, fuhr nach einem kräftigen Abschiedstrunke unter fröhlichem Peitschenknallen mit seinen vier Rossen zum Tore hinaus. Führte der Weg, wie z. B. bei dem Neuen Tore, bergan, so mußte er sofort von dem Wirte zwei Vorspannpferde nehmen. Beim Erlanger Hof wurde ein zweiter Abschiedstrunk genommen und nun ging es an demselben Tage nach Tennenlohe weiter, wo übernachtet wurde. In Erlangen war dem Fuhrmanne das Nachtquartier zu teuer; auch waren die Dorfwirtshäuser gut eingerichtet und es gab Ställe, die Raum hatten für über 100 Pferde. Aus schnöder Berechnung waren die Straßen damals so gebaut, daß sie über die steilsten Höhen führten. Diesseits und jenseits des Berges lagen Dörfer. Der Fuhrmann brauchte regelmäßig Vorspann; dabei fand eine ungewöhnliche Abnützung des Wagens und der Geschirre statt. Es gab eine Unmenge von Reparaturen und die Schmiede, Wagner, Windenmacher und Wirte machten vortreffliche Geschäfte. Bei vorkommenden Unfällen, so erzählte einst ein alter Fuhrknecht, wurde mehr geflucht als alle Pfarrer fünf Stunden im Umkreise zu beten vermochten. Kamen dann die Kaufleute von der Leipziger Messe heim, so wurde in Buch zum letzten Male gezecht, was bezeichnenderweise hieß „den Beutel auswaschen“. Die Straße nach Erlangen war jederzeit mit Boten-, Fracht- und Post-, Milch- und Gemüsewagen sowie Herrschaftskutschen so befahren, daß der Fußgänger mit Sicherheit darauf rechnen konnte eine Gelegenheit zum Aufsitzen zu finden.

Der Wagenverkehr in der Stadt selbst war gering. Patrizier und reiche Kaufleute hatten schwerfällige Staatskarossen mit gepuderten Dienern in samtenen Röcken und

Hosen, Schnallenschuhen und Strümpfen hinter dem Kutschenschlage. Dieser Wagendienst wurde den Handlungslehrlingen zugemutet, die an den Arbeitstagen den Handwagen zu fahren, Holz zu spalten und Kinder zu warten hatten, um sich nicht allein die Kenntnisse der Handelswissenschaften anzueignen sondern auch Gelegenheit zu finden eine gewisse Vielseitigkeit in den praktischen Kenntnissen des Lebens zu erlangen. Ein beliebtes Beförderungsmittel, namentlich für Damen bei schlechtem Wetter wie bei nächtlichen Ausgängen, war die Sänfte.

X.

Bürgerliches und häusliches Leben in Nürnberg um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die Einrichtung des bürgerlichen Hauses war überaus einfach und bescheiden. In besseren Bürgerhäusern befand sich im Erdgeschosse ein geräumiger Hausplatz, der den Kindern willkommene Gelegenheit zum Spielen bot. Der Reiz desselben wurde namentlich für Knaben dadurch erhöht, daß sich in demselben ein sogenannter Kellerhals befand, der das aufrechte Betreten des Kellers ermöglichte. Dieser gewölbte Vorsprung bot eine vortreffliche Gelegenheit zur Belagerung und Verteidigung einer Burg. Hinter dem Hausplatz lag in der Regel ein kleiner Hofraum mit Waschhaus und Miste, in dem zuweilen ein kümmerliches Bäumchen sein sonnenloses Dasein fristete. Auch die oberen Stockwerke boten geräumige Fluren für Kinderspiel und häusliche Arbeiten, wie Bügeln, Wäschetrocknen usw. Vor den Haustüren befanden sich vielfach steinerne Sitze, auf denen am Feierabend in lauen Sommertagen die Nachbarn ihr Pfeifchen rauchten und die Frauen strickten, während man sich über Krieg und Frieden, Mägde

und teuere Zeiten sowie über Stadtneuigkeiten unterhielt oder allerlei Scherze und Neckereien trieb. Die hölzernen Treppen- und Stiegengeländer waren von peinlicher Sauberkeit. Betrat man das Wohnzimmer, so fiel vor allen Dingen ein mächtiger, grün glasierter Kachelofen auf, um den eine Ofenbank lief, während von der Decke herab eine Vorrichtung zum Wäschetrocknen hing. Der Ofen wurde von der Küche aus geheizt und die Kochtöpfe wurden mit einer Ofengabel an das Feuer geschoben. Die Wände waren getüncht, der Fußboden war mit weißem Sand bestreut und ebenfalls von größter Sauberkeit. Fußteppiche und Tapeten waren gänzlich unbekannte Dinge. Der Ehrenplatz gehörte dem Hausherrn und bestand aus einem mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhl, „Backensessel“ genannt, in dem er sein Mittags- und Abendschläfchen machte. Die hölzernen, unangestrichenen Stühle und Tische machten einen bäuerlichen Eindruck. Hin und wieder hatte sich ein Prunkstück aus besserer Zeit auf die Nachkommen vererbt, wie z. B. ein poliertes und geschweiftes, mit eingelegter Holzarbeit und zierlichen Messinggriffen geschmücktes Prunkschränkchen oder ein Schreibtisch mit geheimen Fächern; auch schöne Kleiderschränke waren vorhanden von massigem, architektonischem Aufbau mit Säulchen, Pilastern, Konsolen, Muschelnischen und geflügelten Engelsköpfen und kunstvollen, geätzten Schlössern. Trat Erbschaftsteilung ein oder fand sich ein Käufer, so trennte man sich auch wohl schweren Herzens von einem solchen Prunkstück und begrüßte den mageren Erlös als einen gefundenen Beitrag zu den Haushaltungskosten und viele solcher Stücke wanderten in das Ausland und fanden in Schlössern, Museen und Sammlungen willkommene Aufnahme. Die Vorhänge beschränkten sich meist auf dürftige, kurze Überhänge aus buntfarbigem Zitz oder weißem Stoff. Den Schmuck der Wände bildeten grell bemalte Bilderbogen aus der heiligen und profanen Geschichte, Silhouetten und Hauchbildchen oder ein Aufbau

von kurzen und langen Porzellan-, Holz- und Meerschaumpfeifen, unter denen ein echter „Geiser" nicht fehlen durfte. Besagter Meister war ein origineller Porzellanmaler, der die kleinsten Insekten, als Fliegen, Bienen und Wespen mit großer Naturtreue in feinster Ausführung malte. Er lebte in beständiger Geldnot und wohnte in einer Dachkammer, zu der eine Leiter führte. Kam nun ein Gläubiger um Geld zu fordern, so fand er die Leiter regelmäßig aufgezogen. Gleich manchem großen Künstler konnte er keine Kritik vertragen. Machte ein Käufer den geringsten Tadel, so verlangte er ganz kaltblütig den Pfeifenkopf zu sehen, den er dann in 100 Stücke an der Wand zerschmetterte. Nahm er für eine abgelieferte Arbeit Bezahlung ein, so blieb er so lange im Wirtshaus sitzen, bis er keinen Kreuzer mehr in der Tasche hatte.

Zur Unterbringung der Wäsche benutzte man Truhen und selbst in den bescheidensten Haushalten schliefen Mann und Frau in Himmelbetten. Zu den unentbehrlichsten Geräten eines Haushaltes gehörten ferner ein hölzerner Spucknapf mit Klappdeckel, eine Fliegenklappe und eine Schwarzwälder Uhr. Außer dem Gesangbuche, der Bibel und einem Hauskalender war selten im ganzen Hause ein Buch zu finden.

In der Küche fällt uns sofort bei dem Eintritt der auf beiden Seiten mächtig ausgebogene Schornstein auf, der bei seiner Reinigung von dem Schlotfeger, auf den Knien rutschend, erstiegen werden mußte. Durch die weite Öffnung fiel Regen und Schnee und heulend stürzte der Wind, den Ruß vor sich hertreibend, in die kalte, mit Steinen gepflasterte Küche. Erfrorene Hände und Füße waren in strengen Wintern bei Hausfrauen und Mägden eine regelmäßige Erscheinung. Von den Wandrahmen blitzten spiegelblank zinnerne Teller und Schüsseln, Töpfe und Bratwursttiegel, wie nicht minder die kupferne, häufig getriebene Wasserbutte nebst zwei Stützen, die auf niederem Untersatze standen.

Manches Geräte der damaligen Zeit ist außer Gebrauch gekommen, so der kupferne Leuchter, das Lichterkörbchen, die Putzschere, das Feuerzeug mit Schwamm und Zunder, die Ofengabel usw. Eine abscheuliche Einrichtung war es, daß ein gewisser Ort häufig inmitten der Küche stand und seine übelriechenden Dünste mit denen der Speisen vermischte. Die Bodenräume waren sehr umfangreich und bauten sich häufig in drei und mehr Etagen empor. Sie dienten zur Aufbewahrung der reichen Holzvorräte, die in kunstreich geschichteten Stößen aufgetürmt waren, und als Lagerräume für Vorräte in Kaufmannshäusern. Ein vorspringender Erker mit Wandpfeilern und zierlichem Maßwerk von Holz diente zum Aufziehen der Lasten mittels eines Bodenseiles.

Die Wohnräume von Standespersonen waren gleichfalls sehr einfach und nüchtern. Die schmalen Fenstervorhänge reichten nicht ganz auf den Boden. Ein Spiegel von facettiertem geschliffenem venezanischem Glase zierte die Wand. Ein langgestrecktes, dürftiges Sofa mit dünnen Lehnen und Füßen, mit hartgepolsterten Kissen schien Vorsicht und Schonung bei dem Gebrauch zu heischen. Hochlehnige Stühle, ein derber Tisch mit gedrehten Füßen und Trittbrett, nebst einer massiven Kommode bildeten das ganze Mobiliar. An Sonn- und Feiertagen prangt der Herr des Hauses mit Zopf und gepuderter Perücke in hochkragigem Rocke mit langen Schößen, in Kniehosen und Schnallenschuhen, die langstielige Kölner Pfeife in der Hand, und in der anderen ein Buch, während die krausköpfig frisierte und gleichfalls gepuderte Hausfrau mit einem Spitzentuch um die Schultern beschäftigt ist, den neumodischen Trank des Kaffees in niedliche Meißener Porzellantäßchen zu gießen, und die Kinder mit Puppen spielen, Kartenhäuser bauen oder auf einem Wiegenpferde reiten. Einen auffallenden Kontrast zu dem ansehnlichen Sonntagskleide des Hausherrn bildete dessen Haus- und Arbeitskostüm,

das aus einem langen, bis auf die Füße herabreichenden, bunten Schlafrock und einer stattlichen Zipfelmütze bestand, die das kahl rasierte Haupt bedeckte. In den Häusern wohlhabender Herrschaften diente zur Ergänzung der Küche ein verglaster Raum, worin feineres Glas und Porzellan und Speisevorräte auf das zierlichste zur Schau gestellt waren.

Den Stolz einer wohlhabenden Frau bildete eine eigene Prunkküche, die von Zinn, Kupfer und Messing funkelte und die niemals gebraucht wurde. Man ging sogar so weit, gehobeltes Holz, das an den Kanten mit Zinnecken beschlagen war, unter den Herd zu schlichten. Prunk- und glanzvolle Einrichtung war nur in den Häusern reich gebliebener und vornehmer Familien zu finden. Da traf man noch die Überlieferungen vergangener, besserer Zeiten, als gebräunte und vergoldete kunstvolle Wand- und Deckenverkleidungen aus edlem Holze, glitzernde, unverwüstliche, in quadratischen Stücken zusammengenähte Ledertapeten mit vergoldeten und silbernen Ornamenten, Familienbilder guter Meister in reicher Umrahmung und Simse, die mit Trinkgefäßen und getriebenen Platten und Majolikageräten reich besetzt waren. Auch befanden sich hinter den Höfen, namentlich in den Anwesen der Laufer- und Hirschelgasse, geräumige Gärten mit kleinen, ausgemalten Pavillons und Speisesälen, worin man frohe Feste feierte.

Der Bürger und Handwerker pflegte zeitig in das Bett zu gehen und kam durchschnittlich vom Wirtshause zu einer Zeit nach Hause, in der wir dasselbe aufzusuchen pflegen. Nach 9 Uhr herrschte die größte Stille, die nur von dem einförmigen Gesang des Nachtwächters, der mit Spieß, Horn und Laterne die Runde machte, unterbrochen wurde. Hin und wieder sah man ein altes Weiblein, das in engen Gassen bei dem Scheine einer Laterne an feuchten Wänden nach Salpeter und Asselwürmern suchte, die sie an die Apotheker verkaufte, denn sie galten als ein geschätztes Arzneimittel. Schaurig war es, wenn die Totenstille von dem Rufe der

Feuerglocke unterbrochen wurde. Die Stadt war in vier Feuerviertel geteilt. Ängstlich zählte der aufgeschreckte Bewohner die Zahl der Glockenschläge; denn sie verkündeten ihm, wo es brannte. Ein nachfolgender Trompetenstoß zeigte an, daß es innerhalb der Stadt brenne, das Tuten des Feuerhorns bedeutete Feuer vor dem Tore. Ausgehängte rote Fahnen auf den Türmen zeigten die Richtung des Feuerherdes an. Trommelwirbel erscholl durch die Straßen. Eiligen Schrittes rannten vor allen andern die sogenannten Rußigen, zu welchen alle Feuerarbeiter zählten, der Brandstätte zu. Die Pferdebesitzer sprengten mit ihren Tieren den Spritzenhäusern zu, bespannten die Spritzen und holten die an der Stadtmauer unter schützendem Vordache aufgehängten Feuerleitern und Haken. Daselbst befanden sich auch kupferne Wasserkufen auf hölzernen Schlitten, die bespannt wurden. Hinten stand ein Mann mit gegrätschten Beinen, der den schaukelnden Kessel im Gleichgewicht zu halten versuchte, wobei trotzdem ein großer Teil des Wasserinhaltes verspritzte. Aus den Häusern der Distriktsvorsteher trug man an langen Stangen lederne Feuereimer. Jeder neu aufgenommene Bürger hatte einen solchen zu beschaffen. Mägde trugen in Butten und Schäffern Wasser herbei. Der Fischbach und die Straßenrinnen wurden gestaut. Düsterrote, qualmende Pechpfannen loderten an den Straßenecken empor. Zur Winterszeit wurde heißes Wasser aus Brauereien und Brennereien herbeigeschafft. Schlamm und Sand verstopften häufig die Spritzenventile; man mußte die Spritze auseinanderschrauben, die Ventile säubern und die Maschine wieder zusammensetzen. Das war eine zeitraubende und bedenkliche Arbeit, wenn der Brand größeren Umfang nahm. Besondere Vorrichtungen um Menschenleben zu retten gab es nicht; doch waren die Spritzen vortrefflich konstruiert und sandten aus starkem Rohr ergiebige Wasserstrahlen in hohem Bogen in den Brandherd. Mit der Disziplin der Löschmannschaften war es schlecht bestellt.

Wer am stärksten schrie, bemächtigte sich des Kommandos; es gab Streitigkeiten und sie arteten öfters in förmliche Prügeleien aus. Trotz aller Mängel bewährten sich die Einrichtungen; umfangreiche Brände kamen selten vor, was bei dem feuergefährlichen Betriebe vieler Handwerker sowie bei der engen und winkeligen Beschaffenheit der Gassen und Höfe zu verwundern war.

Das Vereinsleben war nur dürftig entwickelt. Zu den ältesten Vereinigungen gehörten die der Feuer- und Armbrustschützen. Mit den Meistersingern war es vorbei. Dagegen fehlte in keinem Hause und in keinem Wirtschaftslokale eine Gitarre, zu deren Klängen man in volkstümlicher Weise sowohl schelmische als sentimentale Lieder sang. Der im Jahre 1644 von Philipp Harsdörfer gegründete Pegnesische Blumenorden, der anfangs seine sommerlichen Zusammenkünfte in dem romantisch gelegenen sogenannten Poetenwäldchen hielt, einem idyllisch in der Pegnitz liegenden, nunmehr verschwundenen Inselchen, war zwar vom besten Streben erfüllt, trug aber einen vorwiegend aristokratischen Anstrich; man beweihrauchte sich in ihm meist in langweiligen, endlosen Versen gegenseitig. Erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wurde es auf diesem Gebiete lebendiger durch Gründung einer Freimaurerloge, eines naturhistorischen, eines Künstler- und Gewerbe-Vereins (Gesellschaft zur Förderung vaterländischer Industrie). Es wäre jedoch ein Irrtum, zu glauben, daß der Handwerkerstand an der Gründung des letzteren einen hervorragenden Anteil gehabt hätte. Unter den Gründern befanden sich weit mehr Geistliche, Gelehrte und Kaufleute als Handwerker.

Der Handwerkerstand verhielt sich diesen Bestrebungen gegenüber vorwiegend mißtrauisch, absprechend und sogar feindselig; er hatte mehr Vertrauen zu den gänzlich verkümmerten Innungen, in welchen von Vervollkommnung des Betriebes, von Güte, Schönheit und Preiswürdigkeit der Waren keine Rede war. Der Meister verlangte viel-

mehr eine behagliche und sorgenlose Lebensweise auf Unkosten seiner Gesellen und Lehrlinge, wozu ihm vor allem der starke Arm der Obrigkeit behilflich sein sollte. Eine Hauptuntugend des Geschäftsmannes war, daß er viel versprach und wenig hielt. Sofort bei dem Beginne seiner Arbeit suchte er durch bewegliche Worte einen Vorschuß zu erlangen. Wurde dieser bewilligt, so konnte der Auftraggeber warten, bis er in den Besitz der bestellten Arbeit kam. Der Meister zog es in solchen Fällen vor, diejenigen Kunden zu befriedigen, von denen er sofortige Barzahlung erwarten durfte. Diese Unsitte war schon zur Blütezeit des Handwerks stark in Aufnahme gekommen und selbst hervorragende Männer, deren Werke wir heute noch bewundern, frönten derselben in hochbedenklicher Weise. Der Rat konnte bei dem Baue des neuen Rathauses ein Lied davon singen und ließ öfter als einmal die wortbrüchigen Meister in den „Thurmb" werfen um sie zur Erfüllung ihrer Versprechungen zu zwingen. Ein weiterer Übelstand lag darin, daß die Mehrzahl der Meister nicht zu rechnen verstand. Hatte man sich nicht durch einen Vertrag gesichert, so war man den größten Überforderungen ausgesetzt. So in Bausch und Bogen wußte er wohl, was ihm Material und Arbeitslöhne kosteten; wie hoch sich aber die allgemeinen Unkosten, als Steuern, Miete, Licht und Holz sowie seine eigene und seiner Familie Lebenshaltung beliefen, dafür hatte er nur eine ganz allgemeine und ungenügende Schätzung, weil er keine Bücher führte. Galt es, den Preis für eine Arbeit aufzustellen, so war die stehende Antwort: „Dös möiß'n Sie selber am besten wissen" oder: „Wöi's Ihna an anderer macht, dafür kröign Sie's bei mir ah." Äußerlich unterschieden sich die Handwerksmeister durch besondere Kleidungsstücke. Der Rotschmied trug einen weißen Schafspelz, bei dem die Wolle nach innen gekehrt war, und ein rundes Käppchen, die Feuerarbeiter hatten ein Lederschurzfell, der Glaser trug eine grüne, der Schreiner eine blaue, der Bäcker und Metzger eine weiße

Schürze. Der kleine Handwerker entschädigte sich in seinen Freistunden, deren es ziemlich viele gab, durch allerlei Liebhabereien. Er konnte mit der unvermeidlichen Pfeife im Munde stundenlang unter der Haustüre stehen, nach Wind und Wetter schauen, die Nachbarn begrüßen, nach Neuigkeiten fragen und den Flug der Tauben, seiner Lieblinge, beobachten. Eine neue Abart versetzte ihn in Entzücken und zahlreich waren die wunderlichen Namen, mit denen er sie belegte. Man wetteiferte mit den Nachbarn; es kam zu Eifersüchteleien und mancher sonst unbescholtene Mann konnte der Versuchung nicht widerstehen, wenn es galt dem Konkurrenten ein seltenes Paar wegzufangen. Ein anderer sammelte Käfer und Schmetterlinge, züchtete Singvögel oder sammelte Tabakspfeifen und Schnupftabaksdosen. Letztere vertraten vielfach eine illustrierte Chronik des Skandals. Wer sich irgend etwas hatte zu Schulden kommen lassen oder sich lächerlich gemacht hatte, von dem hieß es: „Der kummt noh af die Duf'n!"

An öffentlichen und Familienfesten gab es keinen Mangel. Umzüge der Innungen, mit Tänzen verbunden, Schützenfeste, Kirchweihen, Schlittenfahrten, das Begraben des Winters zu Frühlingsanfang und der Lichtbraten bei dem Beginne des Winters, Fischerstechen, die Sternsänger an dem Dreikönigstage, das St. Urbans-Reiten sorgten für Abwechslung in dem Einerlei der Werktage. Freilich waren die Ansprüche an dergleichen Festlichkeiten sehr bescheidener Art. Ein Herold zu Pferde, von einigen Trommlern und Pfeifern begleitet, ein paar Hanswurste und eine Anzahl strammer Metzgerburschen, die an einer langen Stange eine geringelte Wurst trugen, konnten die ganze Stadt auf die Beine bringen und boten für lange Jahre Unterhaltung und freundliche Erinnerung. Einen Glanzpunkt im bürgerlichen Leben bildeten die jährlich wiederkehrenden Kränzchen mit Festessen und Tanz auf benachbarten Dörfern, für deren Kosten man regelmäßige Beiträge sammelte und von denen

man in heiterster Stimmung in der Nacht auf geschmückten Leiterwagen zurückkehrte. Die Schilderung einer solchen Festlichkeit durch den Volksdichter und Flaschnermeister Konrad Grübel bleibt ein Juwel seiner Beobachtung, seines derben Volkswitzes und seiner meisterhaften Kleinmalerei. Wer überhaupt das Leben in Bürgerkreisen des 18. Jahrhunderts kennen lernen will, dem fließt keine bessere und reichere Quelle als aus Grübels Gedichten. Eigentliche Poesie und Phantasie wird man darin nur spärlich finden, ebensowenig Sentimentalität oder prüde Empfindsamkeit, dagegen eine Wahrheit, die in ihrer Frische und Sicherheit mit den besten Malern der alten niederländischen Malerei sich messen kann. In der breiten, zu derben Neckereien, Sticheleien und zur Schlagfertigkeit geeigneten, aber keineswegs schön klingenden Mundart malt er uns das Tun und Treiben der Menschen, daß sie lebendig und sprechend vor uns stehen. Seit den Tagen Hans Sachs' bis heute hat Geist und Seele seiner Vaterstadt keinen beredteren Mund gefunden. Die lustigen Schwänke, wie man sie damals am Biertische bei dem dämmernden Schein des Talglichtes erzählte, den kleinen, nie endenden Krieg zwischen Mann und Frau, Magd und Gebieterin, zwischen zärtlichen Verwandten, Meistern, Gesellen und Lehrjungen, der Witzbolde Schabernack auf Kosten der Leichtgläubigen, den überquellenden Humor bei Schmaus- und Festgelagen, des Philisters Behagen bei Bier und Wein, bei Rauch- und Schnupftabak, der Basen Geklatsch am Kaffeetische, der Mode Torheit, die Klagen über die Obrigkeit, der Zeiten Bedrängnis, das alles und noch mehr schildert er in harmloser Weise und weiß das Unbedeutende mit dem Reiz und Schimmer zu umgeben, den wahre Kunst um das Flache und Alltägliche zu weben vermag.

Einen auffallenden Gegensatz zu dem Reichtum und gleißenden Schimmer hinter den riesigen Schauläden unserer modernen Verkaufslokale bildeten die damaligen Verkaufs-

läden in ihrer Schmucklosigkeit und Ärmlichkeit. Dieselben waren meist in dunklen Gewölben des Erdgeschosses untergebracht. Schaufenster gab es nicht. Gewöhnlich führte eine verglaste Doppeltüre in den inneren Raum, durch deren eine Hälfte man eintrat, während an der anderen Proben der Verkaufsartikel an quergezogenen Bindfäden hinter den Fenstern hingen. Beim Konditor sah man Gerstenschleim, Beerensaft und Bonbons baumeln; der Seifensieder hing ein Büschel dünner Talglichter neben einer aufgestapelten Seifenpyramide aus, der Spezereihändler Feuerschwamm und Schwefelfäden oder einen Hering. Zierliche Etiketten in Farbendruck, Plakate und zierliche Kartons waren ebenso unbekannte Dinge als Reklamen in den Zeitungen. An den Seitenwänden vor der Haustüre hing gewöhnlich eine bemalte Holztafel mit den stillebenartigen Produkten des Verkaufes oder ein Neger, ein Matrose, ein qualmender Türke oder gar ein teetrinkender Chinese. Diese Aushängeschilder waren zumeist von ganz wackeren Kräften gemalt. Andere boten in offenen Krämen aus, bei welchen der herabgelassene Fensterladen zugleich den Verkaufstisch bildete. Sah man zur Weihnachtszeit ein besonderes Schaustück, so war dasselbe zu allen Tageszeiten von Neugierigen jeden Alters dicht umdrängt.

Die Zeitungen erschienen auf Quartbogen rauhen, grauen Papiers und brachten über die wichtigsten Begebenheiten nur kurze und sehr verspätete Nachrichten. So wurde z. B. die Meldung von der Leipziger Völkerschlacht erst 8—10 Tage später gerüchtweise erwähnt.

Eine besondere Tugend war die in allen Kreisen herrschende Pflege kirchlicher Andacht. Der Hausvater versammelte die sämtlichen Hausgenossen zur Morgen- und Abendandacht; auch vor und nach dem Mittagessen wurde gebetet. Am Sonntag ging man zur Kirche und ein- oder zweimal des Jahres zum Abendmahl. Eine gute Predigt durfte nicht unter einer Stunde dauern. Zum Schlusse

verkündigte der Pfarrer von der Kanzel noch weltliche und obrigkeitliche Nachrichten. An Sonn- und Feiertagen wurde nach dem Essen noch eine Predigt vorgelesen, die angenehme Gelegenheit zu dem gewohnten Mittagsschlummer gab. Als kleinem Knaben wurde mir bei einer Base die Ehre des Vorlesens zuteil. Ich langweilte mich dabei unmäßig und wandte oft mit kurzem Räuspern 3 bis 4 Blätter auf einmal um, was niemand merkte. War die Predigt zu Ende, so examinierte der Hausvater seine Kinder und Lehrlinge in den christlichen Heilslehren. In wohlhabenden Familien war eine Hausorgel, zu deren Klängen man Choräle und geistliche Lieder sang, keine Seltenheit. Eines ganz besonderen Zulaufes hatten sich rationalistisch gesinnte Geistliche zu erfreuen, wie die naturfreudigen Prediger Veillodter und Witschel. Gegen Andersdenkende war man gerade nicht gehässig; aber man sonderte sich von ihnen ab und duldete weder Katholiken noch Reformierte, am allerwenigsten Juden, die nur mit besonderem Erlaubnisschein und gefolgt von einer alten Frau die Stadt betreten durften und diese schon mit dem Untergange der Sonne wieder verlassen mußten. Erst unter bayerischem Regimente wurden die ersten Katholiken aufgenommen und der erste Jude erwarb erst 1849 mit einer einzigen Stimme Mehrheit das Bürgerrecht.

Die Justiz lag im Banne mittelalterlicher Anschauung. Im Jahre 1790 kam die Folter zum letzten Male in Anwendung. Ein unbescholtener Bürger, der Vergolder Erdmann, war samt seiner Frau eines Diebstahls beschuldigt worden. Durch unbarmherziges Schlagen wurde denselben ein Geständnis abgepreßt. Die Frau starb nach 16wöchiger strenger Haft im Gefängnisse. Als sich die Unschuld des Mannes herausstellte, verlieh man ihm steuerfrei das Bürgerrecht sowie eine Torwärterstelle und verabreichte ihm bis zu seinem Tode freies Essen aus dem Heiliggeist-Spital. Galgen, Rad und Scharfrichter konnten sich über schlechten Geschäftsgang nicht beklagen. Mußte der Galgen einer

Reparatur unterworfen werden, so zogen Zimmerleute, Maurer und Schmiede in festlichem Aufzuge zur Richtstätte. Jeder Handwerksgenosse mußte zum mindesten das Galgenholz berühren, sonst war er unehrlich. Sonderbarerweise gehörten zu den unehrlichen Gewerben auch die Schäfer und die Leineweber.

Die letzte Prangerstellung vor dem Rathause fand im Jahre 1842 statt. Eine Näherin Ramstöck, ein freches, leichtsinniges Geschöpf von anziehendem Äußeren, hatte eine Kuttlerswitwe ermordet, zerstückelt und die einzelnen Gliedmaßen in den Rathausabort und in die Pegnitz geworfen. Sie wurde zum Tode verurteilt, jedoch wegen mangelnden Geständnisses zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und zum Pranger begnadigt. Sie hatte sich für die Schaustellung besonders aufgeputzt und frisiert. Um den Hals trug sie eine Tafel mit der Angabe ihres Verbrechens und ihrer Strafe; an Händen und Füßen war sie mit einer Kette gefesselt, an der eine Eisenkugel hing. Mit kokettem Lächeln musterte sie die herbeigeströmte Menge, die sich nach Tausenden belief, und sie soll sogar die Unverschämtheit gehabt haben auf das Publikum die Zunge zu blecken. Das Volk geriet in Aufregung, schimpfte und warf sogar mit Steinen nach ihr. Die Verbrecherin hatte ihr schönes schwarzes Haar in kleinen Zöpfchen um die Ohren nach der neuesten Mode gelegt. Sofort belegte der Volkswitz diese Frisur mit dem Namen Ramstöckszöpfchen und Frauen wie Mädchen beeilten sich unter freiem Himmel, ihre Haare aufzuflechten und anders zu ordnen.

Der Gesamtcharakter der Bewohner war im ganzen ein vorwiegend gutmütiger, teilnehmender, mildtätiger und lebensfroher mit einem Zusatz trockenen Humors und schlagfertigen Mutterwitzes. Die Anhänglichkeit an das Hergebrachte erzeugte einen philiströsen Grundton bei großer Heimatsliebe, der sich gegen Ausländisches und gegen Neuerungen sträubte. Abends beim Bierkruge wurde das städtische

Regiment einer scharfen Kritik unterzogen und jedes Mitglied der Tafelrunde fühlte sich gescheiter als der ganze Rat samt den Bürgermeistern. Stand der Kritiker aber vor der hohen Obrigkeit oder sollte er Hand anlegen zur Besserung der Zustände, so war er lammfromm und mäuschenstill. Im Umgange mit Nachbarn und Freunden war er gefällig, freundlich und hilfsbereit, ganz besonders aber neugierig. Besonderen Spaß gewährte es ihm zu hänseln und einem Leichtgläubigen einen Bären aufzubinden. Ein solcher Streich bildete oft wochenlang den Gegenstand des Stadtgespräches. Bei aller Herzensgüte war er doch stark auf seinen Vorteil bedacht und entwickelte ein starkes Standesgefühl. Empfindlich gekränkt, wenn ein Hochgestellter gönnerhaft auf ihn herabsah, besaß er ein so ausgeprägtes Standesgefühl, daß eine Gemüsehändlerin mit Hochmut auf diejenigen Frauen herabsah, welche die Früchte des Landes in den Häusern hausieren trugen. Dagegen fühlte der Nürnberger sich hochbeglückt, wenn ein Vornehmer sich freundlich bezeigte und erstarb in hingebender Demut. Trotz seiner Friedfertigkeit und Gleichgültigkeit konnte er rabiat werden und sogar zur Selbsthilfe greifen, wenn sein Vorteil gefährdet wurde, wenn er sich in seinem Lokalpatriotismus beleidigt fühlte oder wenn er glaubte, daß ihm Unrecht geschehen sei. Als die Bäcker wegen allgemeiner Teuerung das übliche Ostergeschenk in Form eines Stollens an ihre Kunden nicht mehr verabreichen wollten, rottete sich die Menge vor den Bäckerläden zusammen, warf die Fenster ein, erbrach die Türen, schmiß das Hausgeräte auf das Pflaster und verfolgte die Bäckermeister, von denen sich etliche über die Dächer flüchten mußten. Der Rat aber erklärte in schwächlicher Nachgiebigkeit, es habe bei schwerer Strafe bei dem alten Herkommen zu verbleiben. Ein andermal, als die Bauern für Schmalz, Butter und Eier höhere Preise verlangten, zogen die Rotschmiede nach Verabredung auf den Markt, verdrängten Bauern und Bäuerinnen von ihren Sitzen

und verkauften unter dem Jubel der Menge ihre Produkte zu herabgesetzten Preisen. Der Erlös wurde den Besitzern unter ernstlichen Vermahnungen ausgezahlt und auch diesmal sah die Polizei nicht allein ruhig zu sondern beteiligte sich sogar an diesem Treiben.

Wurde ein echtes Nürnberger Kind gereizt, so konnte es eine hagebuchene Grobheit entwickeln und leistete das Mögliche im Schimpfen. Sein Schimpflexikon zeigte einen erstaunlichen Reichtum der kraftstrotzendsten Ausdrücke, wie es überhaupt ein großer Vorzug aller Dialekte ist, in Schimpf und Scherz einen Reichtum wuchtiger und zutreffender Worte zu besitzen, gegen welche die Hochsprache schwächlich und ungenügend ist.

Rühmend verdient der Ordnungs- und Reinlichkeitssinn der Frauen hervorgehoben zu werden. Jeden Samstag wurde der ganze Haushalt vom untersten bis zum obersten Winkel einer gründlichen Reinigung unterzogen. Außerdem fand bei dem Beginne des Frühlings und Winters noch ein besonderes Stöberfest statt. Zu gleicher Zeit mußte sich auch jedes lebende Wesen einer durchgreifenden Reinigung unterwerfen. Bei Erwachsenen bestand dieselbe in Schröpfen und Aderlaß, bei Kindern in einer energischen Purgation (Abführkur). Diese „Stieberfeste" waren schwere Zeiten für die Mägde. Hochaufgerichtet, die Arme in die Seite gestemmt, stand gleich einem Feldherrn die Hausfrau, mit Adlerblick das Ganze überwachend, zu ihren Füßen die knieende Magd neben dem Wasserschaff. Zwei-, dreimal mußte sie mit Bürste, Silbersand und Rasch die gleiche Stelle bearbeiten und nicht oft genug konnte sie das schmutzige Wasser ausleeren. Eine Flut höchst anzüglicher Schimpfworte ergoß sich über die Arme und bei dem geringsten Widerspruch klatschte ein schallender Backenstreich auf die drallen Wangen des Mädchens nieder. Um den Eindruck persönlicher Würde zu erhöhen, bediente sich die Hausfrau der dritten Person Singularis: „Hört Sie's? Halt's Maul! Greinen möcht'

ich über Sie dummes Luder!" Versöhnend aber wirkte es, wenn gerade die strengsten Hausfrauen sich nach beendigter Arbeit am freigebigsten erwiesen. Zu den Höhepunkten häuslichen Lebens gehörten ferner die große Wäsche, das Seifensieden und Lichterziehen. Schon vorher mußte das nötige weiche Wasser oft aus weiter Entfernung von dem Schönen Brunnen oder von dem „Hansel" im Heiliggeistspital herbeigetragen werden. Schon bald nach Mitternacht begann die gespenstische Tätigkeit, die sich weit bis in den Tag hinein erstreckte und deren Mühen durch reichlichen Kaffeegenuß versüßt wurden. Jede Frau hatte ihr eigenes Rezept als teures Vermächtnis von Mutter und Großmutter und jede schwor darauf, daß ein gleiches von annähernder Vortrefflichkeit nicht zu finden sei. Kein Armer und Hungriger klopfte vergebens an die Türe; aber die Verabreichung der Gabe geschah nicht ohne salbungsvolle und langstielige, mit Sprichwörtern und Bibelsprüchen gespickte Predigten über Faulheit, Verschwendung und Liederlichkeit. Es war eine seltsame Mischung von Herzensgüte und Härte.

In der Tracht befleißigten sich Frauen und Mädchen der größten Einfachheit. Hüte wurden nur von vornehmen und begüterten Frauen getragen und der Schleier galt lange als Vorrecht adeliger Herkunft. Ein Kittel aus gestrickter Wolle und eine Schürze über dem wulstigen Rock war das Hauskleid der Bürgersfrauen. Recht kleidsam trugen sich die Bürgerstöchter an Sonn- und Feiertagen in hellen, geblümten Kleidern, weißen Häubchen, kurzen Unterröcken, gesticktem, weißem Brusttuche und Stöckelschuhen. Unter diesen Mädchen sah man viele anmutende und frische Gesichter mit gewölbten Stirnen und feinem Gesichtsoval von zarter Farbe und leichtgeschwellten Lippen, die so lebhaft an die Madonnengesichtchen heimischer Künstler erinnerten. Selbstverständlich hatten sich die Mägde der größten Einfachheit zu befleißigen. Handschuhe, Sonnen- und Regenschirme oder gar ein Hut wären unerhörte Dinge gewesen und eine Magd

im Putze unserer Gegenwart hätte unsere alten Hausfrauen sich noch im Grabe umdrehen lassen.

Für die großen Welthändel hatten alte und junge Leute weit mehr Neugierde als lebendigen Anteil daran. Von einer patriotischen Sehnsucht nach Befreiung und Einigung des deutschen Vaterlandes war in den breiten Massen kaum eine Spur zu finden. Nur Ruhe wollte man haben, Ruhe um jeden Preis. Die Geschäfte sollten wieder blühen; dann konnte es anderswo gehen, wie es Gott gefiel. Unter welchem Regiment das kommen sollte, ob unter österreichischem, preußischem oder französischem, das war der Menge ganz gleichgültig. Wunderbarerweise hatten die Drangsale und Heimsuchungen einer schlimmen Zeit nicht vermocht den angeborenen trockenen Humor und seine lebensfrohe Auffassung zu zerstören. Vertrauensvoll sah man in die Zukunft; einmal mußte es doch wieder besser werden; ewig konnte es nicht so fortgehen; alles hat sein Ende. Anderen ist es noch viel schlimmer gegangen, das waren die Schlagworte, mit denen man sich tröstete. Es gab viel Lamento, aber keine Hoffnungslosigkeit. Einer tröstete sich mit dem anderen; geduldig schickte man sich in die Zeit und suchte sich immer mehr einzuschränken. Sicherlich hat es auch Ausnahmen gegeben, Kleinmütige und Patrioten, die an die Erhebung des Vaterlandes dachten; die letzteren waren aber sicherlich überaus selten. Es erscheint unter solchen Umständen als ein rätselhaftes Spiel des Zufalles, daß inmitten dieser philisterhaften Umgebung die Mutter des feurigsten Freiheitssängers, der die Ideale seines Lebens mit seinem jungen Blute besiegelte, geboren wurde, die Mutter Theodor Körners, als Tochter des Kupferstechers Stock, der später nach Dresden übersiedelte.

XI.

Schwere Zeiten für die Stadt.

1. Zur Zeit Friedrichs des Großen.

Wenden wir uns nach diesem allgemeinen Überblick den politischen Ereignissen zu, welche die Welthändel mit sich brachten!

Die Zwistigkeiten mit den Markgrafen von Ansbach hatten mehr und mehr den Charakter von Schikanen und Neckereien angenommen. So wurde z. B. der Ratsherr Christoph Fürer ohne jede Veranlassung durch Brandenburger Husaren festgenommen und elf Wochen gefangen gehalten, bloß um zu zeigen, daß die Markgrafen unbeschränktes Recht hätten ihre Gerechtsame auszuüben. Ein andermal überrumpelte Markgraf Georg Wilhelm die vor den Schanzen aufgestellten Wachen, die zu einer Krähwinkeler Garde herabgekommen waren, und ließ aus mitgebrachten Säcken eine Anzahl Hasen laufen, die er mit seinem Gefolge bis an die Tore der Stadt jagte, bloß um seine Gerechtsame zu erweisen. Man nannte diese Begebenheit den Hasenkrieg.

Im Brennpunkt der Tagesgeschichte stand um die Mitte des 18. Jahrhunderts Preußens König Friedrich II., später „der Große", im Volksmund nur der „alte Fritz" genannt. In der schmerzenreichsten Zeit seines Lebens hatte er die flüchtige Bekanntschaft Nürnbergs gemacht. Als er sich auf der Flucht vor seinem gestrengen und harten Vater mit den beiden Freunden Katte und Keith im Sommer 1730 nach Ansbach und an den Rhein begab, übernachtete er in einem Gartenhause der Vorstadt St. Johannis (St. Johannis-Straße Nr. 21).

Beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges hielten französische Truppen als Verbündete der Kaiserin Maria Theresia ihren Einzug durch das Neue Tor in Nürnberg. Die Reichstruppen bezogen ein Lager auf der Peterheide,

während die Franzosen bei Fürth kampierten. Die Nürnberger Abteilung marschierte mit ihnen und den fränkischen Kreistruppen zum Beistande der Kaiserin nach Böhmen, zog in Prag ein und wurde 23 Wochen von den Preußen festgehalten. Eine Übergabe der Stadt schien unvermeidlich; doch gelang es dem französischen Befehlshaber mit seinen Truppen bei Nacht und Nebel in großer Winterkälte einen bewunderungswürdigen Rückzug zu bewerkstelligen. Im Januar 1743 langten dieselben im kläglichsten Zustande, hungrig, verlumpt und abgehetzt, mit vielen Kranken im Nachtrabe in Nürnberg an und setzten ihren Marsch nach der Heimat fort.

Bei dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges befand sich die Stadt in der peinlichsten Ohnmacht und Verlegenheit. Die Kaiserin verlangte die reichspflichtige Hilfe, König Friedrich II. dagegen strenge Neutralität (Parteilosigkeit). In solcher Lage begann wieder das klägliche Schaukelspiel mit Verhandlungen nach beiden Seiten. Dr. König, der später in den erblichen Reichsadel mit dem Beinamen von Königsthal erhoben wurde, ging im Auftrage des Rates nach Wien, während v. Imhof den dornenvollen Weg in das preußische Lager bei Prag antrat, um den König durch Geldunterstützungen zu beschwichtigen. Die Bevölkerung, in dem Banne des argwöhnischen Gefühls, daß es sich in der Hauptsache wieder um den Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus handle, neigte sich auf die preußische Seite, obgleich die Erinnerung an die Unbilden, die man durch den Markgrafen von Brandenburg als den nächsten Verwandten des preußischen Königshauses zu erdulden gehabt hatte, keine rechte Begeisterung aufkommen ließ. Am liebsten hätte man den Kopf wie der Vogel Strauß in den Sand gesteckt. Einquartierungen, Truppendurchzüge, Proviantlieferungen jeder Art verschlangen ansehnliche Summen, so daß die städtische Losung (Steuer) verdoppelt werden mußte und die Aufnahme starker Anleihen unvermeidlich war.

Am 26. Mai des Jahres 1757 nach der Schlacht von

Prag war auf der Sulzbacher-Straße großes Rennen und Laufen; Bauersleute aus der Umgegend von Lauf mit Weib und Kind, die beste fahrende Habe auf hohe Leiterwagen verpackt oder auf Schiebkarren geladen, zogen mit Viehherden in Eile unter ängstlichen Rufen: „Die Preußen kommen!“ der Stadt zu. Und sie kamen in der Tat. Buntes, zusammengewürfeltes Volk, aus Freischaren bestehend, 300 Husaren an der Spitze, 1200 Mann Fußvolk und 5 Geschütze unter dem Kommando des abenteuerlichen Oberstleutnants Mayer. In der Stadt lagen 3000 Mann reguläre Truppen und die des fränkischen Kreises waren im Anzuge. Die letztgenannten Truppen waren freilich von jämmerlicher Beschaffenheit. Paraden waren die Hauptsache; die Schießübungen wurden ganz vernachlässigt. Unter den Offizieren gab es bejahrte Fähnriche und Leutnants und jugendliche Stabsoffiziere, die ihre Stellung der Protektion verdankten. Die Strafen waren barbarisch, die Verpflegung war so erbärmlich, daß die Soldaten rauben, betteln und stehlen mußten um nicht zu hungern. Da die fränkischen Truppen aus dem ganzen Kreise rekrutiert wurden, so bestand die denkbarste Buntscheckigkeit; es fehlte an Einheitlichkeit der Uniformen, der Munition und der Waffen. Die Soldaten waren fünf Tage lang hungernd, frierend und ohne Zelte marschiert, nachdem sie vorher redlichen Anteil an der schmachvollen Niederlage von Roßbach genommen, welche der Volkswitz bloß „die Hasenjagd“ nannte, da sich unter die Fliehenden zahlreiche Exemplare dieses langohrigen Wildbrets mengten.

Da geschah das Unglaubliche, daß niemand Widerstand leistete und daß eine wohlbefestigte Stadt sich diesem Häuflein von Abenteurern ergab. Man verhandelte mit dem Kommandanten der einziehenden Truppen, bot zuerst 50000, dann 80000 Gulden Kriegsentschädigung und sicherte volle Neutralität zu. Der Herr Oberstleutnant erhielt für seine Vermittelung ein Extrageschenk von 8000 Gulden und quittierte darüber fein säuberlich; es geht jedoch die

Sage, daß der gemütliche Herr, einer einträglichen Gewohnheit folgend, die doppelte Summe erhielt. König Friedrich II. wies indessen die angebotene Summe von 80000 Gulden mit Entrüstung und unter harten Worten zurück und vom kaiserlichen Hof kam ein allerhöchstes, sehr ungnädiges Schreiben, das der hohe Rat sicherlich nicht an den Spiegel steckte. Die Achselträgerei hatte auch diesmal keinen guten Ausgang genommen.

Am 28. November 1762 fand eine zweite Besetzung durch den preußischen Husarengeneral v. Kleist statt. Ebenso schwächlich wie früher öffnete man auch jetzt freiwillig die Tore und 2 Bataillone Fußvolk und 3 Regimenter Husaren hielten ihren Einzug. Man verlangte eine Kriegssteuer von nicht weniger als 3 Millionen Gulden, die auf 2 Millionen herabgehandelt wurden. Aber trotzdem man die reichsten Kaufleute mit Pfändung belegte, konnten nicht mehr als 300000 Gulden in barem Gelde und 200000 Gulden in Wechseln auf Berlin aufgebracht werden. Für die Restzahlung nahm man bei dem Rückzuge am 3. Dezember fünf angesehene Bürger mit fort, die jedoch bald wieder freigelassen wurden, nachdem sie sich einer keineswegs glimpflichen Behandlung zu erfreuen gehabt hatten. In den Vertragsbedingungen war u. a. festgesetzt worden, daß die Zeug- und Vorratshäuser unangetastet bleiben sollten. Trotzdem nahm man 12 Kanonen, 500 Gewehre und andere Waffen mit fort.

Die Schuldenlast der Stadt war nunmehr auf 12 Millionen Gulden gestiegen, die man nach dem heutigen Geldwert mindestens auf das Fünffache anschlagen muß. Der jährliche Fehlbetrag des städtischen Haushalts schwankte zwischen 80- und 150000 Gulden. Nach einer längeren Ruhepause traten jedoch Anforderungen heran, gegen die alles Vorangegangene nur als Kinderspiel zu betrachten war.

2. Einquartierung von Franzosen und Österreichern.

Es kam die weltgeschichtliche, umstürzende Zeit der französischen Revolution und des weltgebietenden Kaisers

Napoleon I. Infolge der Kriegserklärung von Österreich und Preußen an die französische Republik wurden abermals die Truppen des fränkischen Kreises bei Wöhrd, Gostenhof, Schweinau, Fürth und Farrnbach sowie auf der Peterheide zusammengezogen. Am 21. Juli 1793 marschierten dieselben unter dem Kommando des Majors Fürer an den Rhein ab.

Nachdem Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth beide Fürstentümer an die preußische Krone abgetreten hatte, machte dieselbe in äußerst rücksichtsloser und fragwürdiger Weise alle schwebenden Rechtsansprüche geltend. Schon nach dem im Jahre 1792 erfolgten Ableben des letzten Markgrafen besetzten die Preußen die Orte Schweinau, Sündersbühl, St. Leonhard, St. Johannis, Gostenhof und andere Orte des Nürnberger Gebietes. Als Napoleon infolge des schmachvollen Baseler Friedens die Neutralität Preußens garantiert hatte, wiederholten sich die preußischen Ansprüche auf Grund einer Kundgebung des Ministers Hardenberg. Die Beamten der Nürnberger Pflegschaften mußten dem Könige von Preußen huldigen und alle Abgaben an die preußischen Ämter abliefern. Die ganze Stadt war auf diese Weise mit einem engen Netze von allem Handelsverkehr mit der Welt abgeschlossen.

Am 9. August 1796 rückten die zuchtlosen, mehr einer Räuberbande gleichenden Horden der Sambre- und Maasarmee in die Stadt, nachdem sie die Österreicher in Unterfranken geschlagen hatten. Die alten Mauern der Stadt hatten wohl im Laufe der Zeit recht kuriose Kriegsleute einziehen sehen; aber ein so verlottertes, verlaustes, zusammengewürfeltes, wildes Korps war ihnen neu. Kein Haus blieb von Einquartierung verschont, welche die noch so willigen Bewohner nebst ihren Familien mit dem blanken Säbel unter barbarischen Flüchen beängstigte. Betrachten wir einmal eine Patrouille, die in aufgelöster Ordnung lässig von der Burg herabzog! An der Spitze marschierte

mit herabhängenden Gamaschen und bloßen Füßen ein blutjunger Trommler in einem zerlöcherten, dunkelblauen Tuchrocke, der für die knabenhafte Gestalt viel zu lang und zu weit war. Der Hals war in eine enge Krawatte eingezwängt und auf dem Kopfe saß schief und verwegen eine Art von Kosakenmütze mit lang herabhängendem rotem Beutel; hinter ihm folgte mit langen Schritten ein Offizier in Stulpstiefeln, an welchen vorn die Zehen herausſahen; er hatte das breite Schlachtschwert gezogen und stak in einem langen geflickten Soldatenmantel, unter dem eine lange geblümte Weste hervorsah. Die Haare fielen in wilden Strähnen bis auf die Achseln herab. Auf dem Haupte wiegte sich ein mächtiger Schiffhut mit hochragender roter Feder; der Hals stak in einer engen Krawatte, die bis an die Ohren reichte. In seinem Gefolge waren alle Altersstufen vom Knabenalter bis zum Greise mit herabhängendem, grauem Schnauzbart vertreten. Bauernburschen aus der Bretagne mit klappernden Holzschuhen, die mit Stroh ausgestopft waren, in kurzen Pluderhosen, mit Zipfelmützen hatten die frierenden Hände in schmutzige Tuchlappen gehüllt; etliche trugen hohe Grenadiermützen aus Bärenfell, andere Schiffhüte, Dreispitze, Raupenhelme und erbeutete Kopfbedeckungen. Man sah bunte, gestreifte oder karrierte Beinkleider, Fräcke, die fast bis zu den Knöcheln hinunterreichten, enge und weite, kurze und lange Gamaschen, tiefhängende Patronentaschen von gewaltiger Größe, Rucksäcke und Fellranzen, lose lange Haare oder auch Zöpfe. Das Schuhwerk zerrissen, die Füße oft nur in Lappen eingewickelt oder gar bloß, auf die Bajonette einen Brotlaib gespießt, die Taschen vollgepfropft mit Brot und Würsten, an der Seite tote Hühner und Gänse hängend: so waren die Soldaten beschaffen, welche das kaiserliche Heer unter seinen besten Generalen zum Rückzuge gezwungen hatten. Die Befehlshaber der republikanischen Armee strotzten von Goldstickereien. Auf den gepuderten Haaren saß ein mächtiger Dreispitz mit weiß-blau-rotem

Federbusch und gleichfarbiger großer Kokarde. Um den Leib schlang sich gleichfalls eine breite, dreifarbige Schärpe mit großem Metallschloß; ein breiter türkischer Säbel stak in vergoldeter Scheide. Aufschläge, Brust und Frackschöße waren gleichfalls reich in Gold gestickt.

Das erste war die Plünderung des willkommenen und reichgefüllten Zeughauses, die Bürger mußten alle Waffen abliefern, die Stadtbibliothek wurde beraubt, die Bevölkerung glich einem ausgepreßten Schwamm, ungeheure Forderungen wurden gestellt. Darunter befanden sich 300000 Pfund Brot, je 500000 Pfund Heu und Stroh, 800000 Pfund Fleisch, 25000 Pinten Branntwein, 50000 Paar Schuhe, 10000 Paar Stiefel, 50000 Hemden usw., dazu noch eine Entschädigung von $2^1/_2$ Millionen Franken, wovon indessen nur 36000 aufgebracht werden konnten. Die Lieferung so bedeutender Bedürfnisse brachte Arbeit in die verödeten Werkstätten. In den Läden der Weber, Tuch- und Leinwandhändler, in Wirtschaften und Branntweinschenken wimmelte es von Kunden. Bäcker und Metzger vermochten trotz aller Anstrengungen der Nachfrage nicht zu genügen. Die braven Truppen der weltbeglückenden Republik zahlten auch sofort, aber leider mit Mandaten und Assignaten*), die nicht mehr wert waren als das Papier, worauf man sie druckte. In weniger als zwei Tagen war die Stadt mit mehr als 56000 Franken (in solchen Anweisungen) überschwemmt.

Die Opferwilligkeit der Bevölkerung war groß. Auf dringende Aufforderung des Rates brachte man Gold, Schmuck und Silbergeschirr; die Geistlichkeit brachte kunstvolle Altargeräte, silberne Kruzifixe und Armleuchter. Die Innungen verkauften und verpfändeten ihre Ehrenbecher und Schaumünzen, Witwen entledigten sich ihrer Familienkleinodien, sogar Knechte und Mägde sammelten unter sich und Kinder leerten ihre Sparbüchsen. Aber das alles glich

*) Zahlungsanweisungen.

einem Tropfen Wasser auf heißem Stein. Die vermögenden Bürger wurden außerordentlich geschwächt, die mittleren Stände verarmten, die armen Leute wurden zu Bettlern gemacht.

Noch weit schlimmer sah es auf dem Lande aus, fast so schlimm als zur Zeit des 30jährigen Krieges. Die Bewohner der Dörfer und Einzelhöfe, besonders das weibliche Geschlecht, waren den brutalsten Mißhandlungen ausgesetzt. Das Vieh wurde geschlachtet, die Fahrnisse wurden mitgenommen, die Felder verwüstet, die Scheunen standen leer. Am besten waren noch die von den neutralen Preußen besetzten Gebietsteile daran; sie hatten weder Einquartierungen noch Kontributionen zu tragen. Für den rückständigen Rest der der Stadt auferlegten Kriegsentschädigung wurden 18 angesehene Bürger mitgenommen. Unter diesen Männern befanden sich ein Herr v. Behaim, zwei Brüder Tobias und Christ. Kißling, ein Herr Langrötger, v. Löffelholz, v. Serz und Wahler. Am 24. August räumten die französischen Truppen gut ausstaffiert die Stadt und am 29. Juli 1797 kehrten die nach Frankreich abgelieferten Geiseln nach Nürnberg zurück, von der Bevölkerung jubelnd empfangen, in feierlichem Aufzuge vom St. Johannis-Kirchhofe in die Stadt geleitet. Ihre Abwesenheit hatte gerade 11 Monate gedauert und sie waren mit ihrer Behandlung in der Festung Givet sehr zufrieden gewesen.

Am 23. August 1796 schlug der Erzherzog Karl die Franzosen unter Bernadotte bei Neumarkt in der Oberpfalz. Letztere zogen bei ihrem Rückzuge durch das Neue Tor, während gleichzeitig die Österreicher durch das Frauentor ihren Einzug hielten. Bei Thon und Buch kam es zwischen dem Vortrabe österreichischer Husaren und der Nachhut der französischen Armee zu heftigen Gefechten. Erlöst von dem drückenden Joch der Einquartierung und der peinlichen Unsicherheit konnte die Bevölkerung wieder aufatmen. Die Besetzung hatte der Stadt 1 520 051 fl. gekostet.

In derselben Zeit vollzog sich ein Rettungsakt so trauriger und kläglicher Art, wie er nicht charakteristischer für die unselige Lage der Stadt und des deutschen Vaterlandes hätte sein können. Eines Morgens bei trübem Wetter bewegte sich ein Leiterwagen, mit Pferdedünger beladen, auf der Straße nach Ansbach, geführt von einem Bäuerlein, dem in unauffälliger Weise ein gebeugter, in einen Mantel gehüllter Wanderer in bürgerlicher Kleidung folgte. Der bekümmerte Wanderer war Frhr. v. Haller und die unscheinbare Fracht verbarg nichts weniger als die Krönungs-Insignien der Deutschen Kaiser, in welchen die Heldengestalten der Ottonen und Hohenstaufen sich im Glanze ihrer Macht und Herrlichkeit dem Volke gezeigt hatten, und die am 22. März 1424 unter feierlichem Glockengeläute, von einer vielköpfigen Menge jubelnd begrüßt und begleitet von den vornehmsten Geschlechtern, ihren Einzug gehalten hatten. Heute noch krampft sich das Herz eines jeden Vaterlandsfreundes im Andenken an solche Schmach zusammen. Von Ansbach wurden diese Kleinodien nach Prag, später nach Regensburg und endlich nach Wien gebracht, wo sie noch heute ohne jeden rechtskräftigen Grund aufbewahrt werden; denn Nürnberg besaß die Zusicherung durch Kaiserwort, daß dieselben für alle Zeiten dort verbleiben sollten. Es war eine Unterlassungssünde, daß man versäumte dieselben 1866 bei dem Friedensschlusse zurückzufordern. Der Verfall des deutschen Vaterlandes konnte keinen symbolischeren Ausdruck finden als in dieser Begebenheit.

XII.

Versuch einer Angliederung Nürnbergs an Preußen.

Aller Hilfsquellen beraubt, von Kaiser und Reich verlassen, von den Preußen bedrängt (s. Seite 73) und abgeschnitten, vor dem Staatsbankrotte stehend, reifte in maßgebenden Kreisen immer mehr der Gedanke, auf die unhaltbare Selbständigkeit freiwillig zu verzichten und sich unter preußisches Regiment zu begeben. Bei der Verwirklichung dieses Gedankens war die Stadt mit einem Schlage von allen Kriegslasten befreit und konnte die Wohltat der preußischen Neutralität genießen. Der eiserne Ring der Schlagbäume mußte fallen, die Handelsstraßen wurden frei, der alte Wohlstand kehrte wieder. Diesem Plane gegenüber zerfiel jedoch die Bevölkerung in verschiedene Parteien, die sich mit Erbitterung bekämpften und mit Schmähungen und Verleumdungen der leidenschaftlichsten Art überhäuften. Mehr noch als an dieser Uneinigkeit scheiterte dieser Plan an der teilweisen Ungeschicktheit der preußischen Regierung und an dem Wankelmut und der Ängstlichkeit des Königs.

Die Stimmung unter den Kaufleuten und den angesehenen Bürgern war vorwiegend preußenfreundlich; dagegen waren die Patrizier wegen ihres Adels dem Kaiser zugetan und verhielten sich zugeknöpft und untätig. Die ersteren stellten in einer an den Rat gerichteten „Vorstellung" die Bitte, eine Abstimmung der Bürgerschaft über den Anschluß an die Krone Preußens vorzunehmen. Es ist interessant einige der Namen kennen zu lernen, die unter dieser Vorstellung verzeichnet sind und die noch heute in der Stadt einen guten Klang haben: Joh. Kaspar, Johann Christian und Joh. Joseph Konrad Falke, Georg Häberlein, Arnold Friedr. Cramer, Wilhelm Gottfried Kißling, Joh.

Sigmund Ziehl, Joh. Wilh. Jünginger, Paul Karl Hertel, Joh. Markus Benkher, Karl Joh. Christian und Georg Paul Forster, Joh. Martin Felsecker, G. H. Bestelmeyer, Christ. Wilh. Zeltner, Joh. Schilling, Joh. Jakob Dietz, Erhard Scharrer, Christ. Heinrich Uttendörfer, Anton Paul Heinlein, Anton Lorenz Plattner, Jos. Georg Wilh. Günther, Georg Rühl u. a. Es überkommt jeden Kenner unserer städtischen Verhältnisse unwillkürlich ein Anflug von Heiterkeit, wenn wir hören, daß diese würdigen Herren, die ausnahmslos dem ruhigen, besonnenen Teile der Bürgerschaft angehörten, von der Bevölkerung und namentlich von den Preußenfeinden als „Nürnberger Jakobiner" bezeichnet wurden. — Unter den Flugschriften der damaligen Zeit befand sich ein anonymes Schreiben eines Reisenden an seinen Freund H., das von Angriffen wimmelt, den hohen Rat des Despotismus (der Gewaltherrschaft) und der Niederträchtigkeit beschuldigte und noch heutigen Tages als unerreichtes Muster im Schimpfen und im Verunglimpfen aller Parteien dienen kann.

Eine umfangreiche, ebenfalls anonyme Broschüre, die von einem gründlichen Studium der gewerblichen und kaufmännischen Verhältnisse zeugt und in einer würdigen und ruhigen Tonart abgefaßt ist, führt den Titel: Reflexions sur les relations politiques de la ville libre et impériale de Nürnberg (Untersuchungen über die politischen Beziehungen der freien und kaiserlichen Stadt Nürnberg). Offenbar hat man es hier mit einer bestellten, offiziösen (halbamtlichen) Arbeit eines Agenten Napoleons zu tun. Unter Hinweis auf die industrielle und merkantile (Handels-) Bedeutung der Stadt spricht er die Ansicht aus, dieselbe sei nur durch reichsunmittelbare Stellung gegründet und gefördert worden und diese müsse im eigenen Interesse sowie in dem des In- und Auslandes mit allen Kräften aufrecht erhalten bleiben. Napoleon, dem es nicht in den Kram paßte, einen so wichtigen Knotenpunkt in den Besitz Preußens übergehen zu sehen,

erwärmte sich daher für die Reichsunmittelbarkeit der Stadt und wünschte, dieselbe aufrecht erhalten zu sehen. Von großem Interesse sind die beigefügten statistischen Nachweise dieser fleißigen Arbeit über den damaligen Umfang der einzelnen Gewerbe, was zu dem Ausführlichsten gehört, was uns aus jener Zeit erhalten blieb. Es scheint, daß der Verfasser die Geschichte des Handels von dem fleißigen und vielseitigen Stadtpfarrer Johann Jakob Roth, der bereits als Mitbegründer des Gewerbevereins genannt worden ist, seinen Abhandlungen zugrunde gelegt hat. Wir ersehen daraus, daß eine einzige Nadelfabrik damals das ganze Jahr 137 Werkstätten mit 690 Arbeitern beschäftigte, daß die Messinggießer 206, die Kammacher 93, die Kompaßmacher 85 Werkstätten unterhielten.

Eine große Zahl dieser Schriften befaßt sich mit der Besserung der Finanzverhältnisse, mit den Mißständen der Forstverwaltung usw. Es kommen dabei auch Stimmen aus dem Nürnberger Patriziat (dem Adel) zur Geltung, worin die Erhaltung des Nürnberger Adels als höchste Weisheit gepriesen wird. Der Wirrwarr und Widerspruch dieser Schriften ist derart, daß man sich an das Krankenbett eines Schwerkranken versetzt glaubt, an dem eine große Anzahl von Ärzten und Quacksalbern jeder seine Medizin als die allein richtige und wirksame anpreist. Das Volk in seiner Mehrzahl zeigte sich stumpf und gleichgültig; es trank sein Weißbier, ergötzte sich an Anekdoten und lustigen Geschichten und ließ alle fünf gerade sein. Erst als Preußen durch unkluges und gewaltsames Eingreifen das Selbstgefühl der Bürger verletzte, loderte der Preußenhaß in hellen Flammen auf.

Die treibende Kraft der ganzen Bewegung, die abwechselnd mit Peitsche und Zuckerbrot arbeitete, war zweifellos der bekannte tüchtige Minister des Königs von Preußen, Karl August Fürst von Hardenberg, dem die Verwaltung der beiden Fürstentümer Ansbach und Bayreuth übertragen worden war. Mit tugendsamer Beredsamkeit und mit entrüsteter Zurückweisung eines jeden Verdachtes von gewaltsamer Absicht und berechnenden Eigennutzes wurden von feilen und geschickten Lohnschreibern die Ansprüche des brandenburgischen Hauses lediglich als eine Wahrung königlicher Rechte hingestellt. Das tatsächliche Vorgehen der preußischen Behörde brandmarkte indessen die schönen Worte als ebensoviele Lügen. Ohne einen Richterspruch des Reiches abzuwarten, setzte man sich gewaltsam in den Besitz aller beanspruchten Rechte und erklärte die entgegenstehenden Verträge und kaiserlichen Briefe als erschlichen und daher als null und nichtig. Man verfuhr einfach nach dem Rechte des Stärkeren und legte die Hand auf alle Gebiete, die begehrenswert und erreichbar waren.

Am Sonntag den 28. August 1796 fand nach ergangener Aufforderung des Rates eine Bürgerversammlung im großen Rathaussaale statt. Jeder der anwesenden Bürger erhielt zwei Stimmzettel, wovon der eine die Annahme preußischen Schutzes, der andere das Gegenteil bedeutete. Die säumigen Bürger mußten, wie das heute noch geschieht, zur Wahl herbeigeholt werden. Das Endergebnis war, daß sich 3422 Stimmen für und 373 gegen die Einverleibung erklärten, 61 Bürger hatten unter Vorbehalt abgestimmt. Sofort wurde eine Protestschrift gegen diese Abstimmung eingereicht. Man behauptete, die Bürgerschaft sei überrumpelt worden. Die Versammlung sei während des Gottesdienstes, also zur ungeeignetsten Zeit abgehalten worden; die Einberufung sei ohne Angabe, um was es sich handle, erfolgt. Der Konsul habe durch eine hinreißende Beredsamkeit und durch einseitige Beleuchtung der Vorteile, die man durch die Einverleibung erlange, auf die Abstimmenden eingewirkt. Zur Überlegung oder Entgegnung habe man keine Zeit gelassen. Naseweise Bürgerssöhne ohne Hausstand hätten mit abgestimmt und ledige Weibsbilder hätten ihre Stimmen unberechtigt abgegeben. Die Abstimmung sei ein Produkt

des Irrwahns, des Mißverständnisses und des Unverstandes. Das sei umso schlimmer, als es sich um eine Umwälzung des Staates und der Regimentsverfassung zur Sklaverei handle.

Auch der Kaiser wurde aus seiner Lethargie herausgerüttelt und forderte die Kurfürsten auf, „ihren erlauchten Rat und Bedenken in Beziehung auf die von Mir bei dieser höchstwichtigen Angelegenheit zu wählenden Maßnahmen vertraulich und mit patriotischer Aufrichtigkeit eröffnen zu wollen, auch ihr verfassungsmäßiges Ansehen bei des Königs von Preußen Majestät dahin zu verwenden, daß Ihnen nach der selbst vom König gegebenen feyerlichen Erklärung gefällig sein möge, ihre von Gott erhaltenen Kräfte zum Besten des Reiches, Aufrechterhaltung und Befestigung von dessen Verfassung und zum Vorteile ihrer Reichsmitstände und Reichsmitglieder zu gebrauchen“ usw. usw.

Der Kaiser erwärmte sich überhaupt mit einem Eifer für die gute Stadt Nürnberg, daß er sogar an den Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth einen Erlaß ergehen ließ, bei Strafe von 10 Mark lotigen Geldes sein Militär aus dem Nürnberger Gebiet zurückzuziehen. Die guten Kurfürsten erwiderten auf die schwülstige und zopfige, in weinerlichem Tone gehaltene Epistel des Kaisers ebenso höflich hinhaltend als gänzlich nichtssagend. Schließlich übergab man dem Rat von Nürnberg die Zuschrift des Kaisers, um sie den in Regensburg tagenden Gesandten der Kurfürsten zur Vorbereitung zu unterbreiten, woselbst sich dieselbe wahrscheinlich bis heute noch bei den Akten befinden wird.

Noch sei einer Rechtfertigungsschrift gedacht, in welcher der Magistrat auseinandersetzte, warum er die Stadt an die Krone Preußens ausliefern wolle. Dieselbe ist in einem ruhigen, leidenschaftslosen, sachlichen und überzeugenden Tone gehalten. Als Gründe werden geltend gemacht: Nürnberg sei eine verarmte Stadt geworden. Die Schuldenlast betrage 14 Millionen Gulden. Der Pfälzer Kurhof habe

im Landshuter Erbfolgekriege die erworbenen Gebiete von kurzer Hand wieder an sich genommen. Dadurch seien die Einkünfte der Stadt entzogen worden, die sich in wenigen Jahren über 250000 Gulden belaufen würden. Außerdem sei eine allgemeine Viktualien-(Lebensmittel-)Sperre gegen die Stadt verhängt, die sich bei der durch den Krieg erzeugten Teuerung doppelt fühlbar mache. Durch Besetzung weiteren Gebietes sowie der Vorstädte durch Preußen erleide die Stadt wiederum einen Verlust von 100000 Gulden ihrer Jahreseinkünfte. Die Handelswege seien nach allen Richtungen der Windrose verschlossen; der Handwerkerstand, der beinahe $^1/_4$ der Bevölkerung ausmache, sei ohne Arbeit. Der Privatier erhalte von dem in städtischen Staatspapieren angelegten Vermögen keine Zinsen; der Beamte warte vergeblich auf seine Besoldung usw.

Bereits am 4. Juli 1796 fand die Besetzung des Nürnberger Gebietes statt. Bei Tagesgrauen rückten zwei völlig ausgerüstete Bataillone mit Kanonen und Munitionswagen, das eine von Ansbach, das andere von Bayreuth kommend, vor. Die auf den äußersten Linien und Schanzen befindlichen Wachtposten wurden vertrieben und ringsum Posten aufgestellt. Die zunächst der Stadt gelegenen Vorstädte wurden besetzt, nachdem vorher die Tore gewaltsam eingehauen worden waren. Die in der Bärenschanze gelegene Kriegsmiliz wurde entwaffnet und vertrieben, desgleichen auch die in der St. Johannis-Kaserne gelegene Kreismiliz. Vor den Vorstädten wurden Kanonen aufgefahren, neben welchen Artilleristen mit glimmenden Lunten standen. Die an den Toren angeklebten obrigkeitlichen Mandate wurden entfernt und an mehreren Orten ein gedrucktes Plakat: Kgl. preuß. Postamt angeschlagen. Die Bürger in beiden Vorstädten, wie auch die geistlichen und weltlichen Beamten hatten den Huldigungseid zu schwören, ferner wurde ihnen die Weisung erteilt ihre landesherrlichen Steuern und Abgaben an die brandenburgischen Ämter abzuliefern,

endlich wurde an den Stadttoren der preußische Adler angeschlagen.

Gleich zu Anfang der Besetzung sollte das Nürnberger Militär eine Kaserne räumen, weil sie angeblich auf preußischem Gebiete gelegen war. Aus dieser Veranlassung kam es zu Auftritten, die einen sehr ernsten Charakter anzunehmen drohten. Eine Flugschrift unter dem jedenfalls angenommenen Namen Ludwig von Walchermann, „der verkannten Menschenrechte Defensor (Verteidiger), gedruckt und verlegt außer dem Lande der Kabalen im Jahre VCX vor dem Tode des Despotismus", gibt davon einseitige und übertriebene Schilderung, der wir folgendes entnehmen. Das gedachte Nürnberger Militär verließ nach hin- und hergezogenen Verhandlungen wirklich seine Kaserne und wurde auf die Burgfeste verlegt. Man traf von seiten beider Behörden das gütliche Übereinkommen, daß dasselbe Militär die Kaserne wieder beziehen sollte, jedoch ohne Feuerwaffen, bloß mit dem Seitengewehr. Bald darauf wurde der Stadt von preußischer Seite mitgeteilt, daß dieses Übereinkommen nur ein provisorisches und interimistisches (vorläufiges) sei, keineswegs aber als permanentes (ständiges) gelte. Den Nürnberger Stadtsoldaten wurde eingeschärft, daß bei allenfallsigen gewaltsamen Angriffen des preußischen Militärs die Räumung feierlichst und standhaft zu verweigern sei und daß man nur der äußersten Gewalt weichen wollte. Am 30. August gleich nach der Mitternachtsstunde erschienen etwa 300 Mann preußischer Infanterie mit Husaren und verlangten gebieterisch die Räumung der Kaserne. Auf ergangene Weigerung luden nunmehr die Preußen ihre Gewehre und rückten mit gefälltem Bajonett vor. Es kam zu einem Handgemenge und einigen leichten Verwundungen. Die Nürnberger rissen zwei Feuergewehre und einen Säbel an sich, welche Waffen auf dringendes Verlangen wieder zurückgegeben wurden. Da die preußischen Soldaten den ernstlichen Befehl hatten, nicht angriffsweise vorzugehen, so zogen sie sich

wieder zurück. Das Nürnberger Militär teilte inzwischen durch einen Parlamentär mit, daß von der obrigkeitlichen Behörde Befehle eingeholt werden sollten, und bat um Waffenstillstand bis morgens um 9 Uhr. Unterdessen hatte sich eine große Menge arbeitslosen und sehr fragwürdigen Volkes angesammelt. Um 9 Uhr kam pünktlich ein Adjutant mit dem Beschlusse der Behörde zurück, daß der Abzug aus der Kaserne stattfinden solle, jedoch unter der Bedingung, daß die Soldaten in voller Waffenrüstung mit klingendem Spiele und unter militärischen Ehren ausmarschieren sollten. Auch diese Bedingung wurde zugestanden und alles stand zum Abmarsche bereit. Da verhinderten die immer dichter gewordenen Volksmassen denselben. Unter Johlen und Pfeifen wurde das Kasernentor umdrängt, die Gewehrständer wurden abgebrochen und als Waffen gebraucht. Wie ein Augenzeuge berichtet, stürmten andere mit Stangen, Prügeln und anderen Hilfsinstrumenten mit fürchterlichem Trotze den Preußen entgegen. Wie vom Donner gerührt, wie Geister wankten jetzt die vorher so übermütigen preußischen Offiziere auf ihren Pferden und die gemeine Mannschaft machte Miene auszureißen. Tatsächlich räumten die Preußen das Feld. Die Prügel- und Stangenmänner, von ihrem leichten Siege berauscht, stürmten darauf mit ihren „Ehrenwaffen" auf das Rathaus und verlangten, daß sofort die ganzen 24 Kompagnien Bürgerwehr aufziehen und unter ihrer Beiwirkung die Preußen vertreiben sollten. Zur Beruhigung der aufgeregten Masse machte der Magistrat das Zugeständnis, daß täglich zwei und später vier Bürgerkompagnien zum Schutze der Stadttore aufziehen sollten. Kaum mit Unrecht witterte man hinter dieser Maßregel, daß dieses militärische Aufgebot weniger gegen die Preußen als gegen die aufgeregte Volksmasse gerichtet sei, und beschuldigte die Mitglieder des Hohen Rates, daß sie mit den Preußen Hand in Hand gingen, da bekanntlich ein großer Teil ihrer Güter an und auf preußischem Gebiete gelegen,

und nannte sie zeitgemäß „Stadtverräter“. Inzwischen hatten die Preußen nach der Aussage des Augenzeugen, dem wir diese Angaben verdanken, „furchtbare“ Anstalten getroffen um die Räumung der Kaserne zu erzwingen. Man hatte nämlich 1500 Mann zusammengezogen und wiederholte die Aufforderung zu augenblicklichem Abzug. Derselbe erfolgte auch sofort und zwar ohne Wehr und Waffen, da die preußische Militärbehörde ihre Zusage zurückgezogen hatte. Die Nürnberger Besatzung wurde von den Preußen bis zu dem Vestner-Tor eskortiert und in verschiedene Gegenden der Stadt verteilt. Den kühnen patriotischen Stangen- und Prügelmännern blieb also nichts übrig, als sich in die Tatsachen zu fügen, nachdem sie allerdings vorher (nach dem pathetischen Wortlaut der Flugschrift) die Genugtuung hatten „im Hochgefühle ihrer eventuellen Überlegenheit ruhig dazustehen und auf die Preußen und ihre letzte unbeschönbar niedrige Haltung lächelnd mit Verachtung zu blicken und der nahen Epoche entgegenzusehen, wo jene ungezügelten und heißhungrigen Zerstörer aller guten Gesetze und Verfassungen als Unholde des Staates gänzlich gedemütigt ihre Häupter senken und bekennen werden müssen, daß alles eitel sei“.

Jeder Unparteiische wird zugeben müssen, daß die preußischen Befehlshaber nur durch ein selten besonnenes und maßvolles Benehmen sowie durch die höchste Disziplin ihrer untergebenen Truppen großes Unglück verhütet haben, und Trauer muß das Herz eines jeden Patrioten erfüllen bei dem Gedanken, bis zu welchem beschämenden und unwürdigen Grade die Macht und das Ansehen der ehemals so stolzen Reichsstadt gesunken war. Die Behörden hatten sich so schwächlich und ratlos benommen und dermaßen mit Schmach bedeckt, daß einsichtsvollen Männern die Schamröte auf die Stirne steigen mußte.

Unter den mannigfaltigen engherzigen und kurzsichtigen Vorbehalten, die bei der Aufnahme in den preußischen

Staatsverband gestellt wurden, heißt es u. a., daß keine Juden aufgenommen, daß keine neuen Fabriken angelegt werden sollten, und daß, was jedenfalls das Wichtigste war, der Adel der Patrizier mit dem Landesadel in gleicher Linie rangiere. Bei Besetzung der Vorstädte mußten Beamte nnd Pfarrer dem Könige von Preußen den Eid der Treue schwören. In Bezug auf letztere heißt es weiter: „Diese umgemodelten und statt der bisherigen Krägen mit Geiferlätzchen behängten Geistlichen dürfen nun nach der Predigt in dem Gebet nicht mehr für Kaiser und Reich, sondern nur für den König bitten“. Lauter Kindereien in ernstester Zeit hüben und drüben, kleine Menschen in großer und schwerer Zeit.

Am 29. September 1796 meldete Hardenberg von Fürth aus, „daß seine königliche Majestät das Resultat der Abstimmung mit wahrem Vergnügen und danknehmigem Wohlgefallen aufgenommen habe und nach seinem ganzen Wert zu schätzen wisse, daß aber Höchstdieselben bei der Lage der Umstände Sich gegenwärtig nicht entschließen könnten, jene freiwillige Unterwerfung anzunehmen und den vorliegenden Staats-Substitutions- und Exemptions-Vertrag zu ratifizieren.“ Der wahre Grund der Ablehnung bestand jedenfalls in der Schuldenlast der Stadt, die 14 Millionen Gulden überschritten hatte, und in der Furcht vor Napoleon, der diesen wertvollen Zuwachs des preußischen Königreiches übel aufnehmen werde. So war denn alles Werben und jede Liebesmühe, die vielen Broschüren, alle Zugeständnisse des Fürsten Hardenberg vergeblich gewesen; die ängstliche Haltung des Königs hatte ihn in dem letzten Augenblicke im Stich gelassen. Die ganze preußische Herrschaft hatte 27 Tage gedauert; am 1. Oktober verließen die Truppen die Stadt.

Aus einem Neujahrsgespräche von 1798 weht uns ein unmittelbarer Hauch der Volksstimmung entgegen. In dem bekannten trockenen und philiströsen Tone wird über

die Not der Zeit geklagt, über die allgemeine Teuerung, über den Leichtsinn, über neue Moden und schlechten Geschäftsgang; alles andere wird mit Gleichgültigkeit und mit Humor behandelt; aber man hofft auf Besserung und ist zufrieden in Erwartung besserer Zeiten. U. a. heißt es:

Klag'n könnt mer freilich viel; aber wos tout's helfen?
Es tout jeder, wos er mog und Dih läßt mer knelfen.
Aber wart; es bleibt nit su, 's werd si' öiz scho geb'n.

Und weiter:

Horch', es is doch dös scho gout aiz awal von Fried'n,
Daß mer doch wos anders koh, als von Kröig ner ried'n,
Jeda G'sellschaft häit an noch z'wider wer'n möißn,
Haut mer denn wos anders gred't, als ner von derschöiß'n.

Kaum drei Jahre war der Bevölkerung Ruhe- und Gnadenpause gegönnt.

XIII.

Kriegerische Ereignisse von 1800 bis zur Einverleibung 1806.

Infolge des zweiten Koalitionskrieges hatten die Franzosen unter Moreau die weite Strecke vom Main bis zur tirolischen Grenze mit 130000 Mann besetzt. Am 3. Dezember 1800 wurden die Österreicher und Bayern bei Hohenlinden, einem Pfarrdorf in Oberbayern, gänzlich geschlagen und Augereau rückte den Main entlang in Franken ein. Am 10. Dezember erschien Oberst Watier vor Nürnberg und hielt unbehelligt seinen Einzug durch das Neue Tor. Drei Tage darauf folgte das Korps Augereau unter General Barbou. Die Uniformierung und das Benehmen der Truppen stand in wohltuendem Gegensatz zu

dem der Banden des Jahres 1796. In den Tagen vom 15. bis 18. Dezember kam es in der Gegend von Altdorf, Lauf und Fischbach zu Zusammenstößen, in welchen die Franzosen von den Österreichern zurückgeworfen wurden. Besonders lebhaft gestaltete sich der Kampf bei dem letztgenannten Orte, wo 600 Menschen auf beiden Seiten gefallen sein sollen. Es wird erzählt, daß halbwüchsige Jungen dem Gefecht beigewohnt und gebeten hätten: „Oh Herr Franzos, schöißen's mer ah an Östreicher", natürlich um ihn ausplündern zu können. Die Franzosen wurden bis nach Wezendorf zurückgedrängt, rückten aber von dort aus gegen Wöhrd vor, wo es in den umliegenden Gärten zu starkem Geplänkel kam. Von den auf der Höhe bei Tullnau aufgepflanzten Kanonen flogen die Kugeln bis an die Stadtmauer.

Die unter Feldmarschall-Leutnant Klenau einziehende Vorhut österreichischer Ulanen und Husaren und ein Freikorps wurden mit lautem Jubel begrüßt, mit Bier, Branntwein und Brot bewirtet. Auf einmal entdeckte man sein patriotisches Herz; denn wer den Erfolg hat, der ist im Rechte und hat die Menge für sich. Zur gleichen Stunde, in der die Österreicher zum Frauentor einzogen, verschwanden die letzten Franzosen durch das Neue Tor. Dieselben zogen sich über Wezendorf, Bach und Baiersdorf unter fortwährenden Gefechten zurück. Beim Eingange von Bruck, das an der Erlangen-Fürther Hauptstraße gelegen ist, zeigen noch eine Anzahl von Steinkreuzen die Grabstätten der Gefallenen. An den Weihnachtsfeiertagen kam die Kunde von einem Waffenstillstande, infolgedessen sich die Österreicher wieder zurückzogen, während die Franzosen unter General Augereau, der im „Roten Roß" auf dem Weinmarkt Quartier nahm, ihren Einzug hielten.

Diese Truppen verblieben volle 16 Wochen in Nürnberg und waren bei den Bürgern einquartiert. Die gegenseitigen Beziehungen waren im ganzen sehr befriedigend. Durch das Armeekorps erhielten Mann und Roß genügende

Verpflegung und der unvermögende Bürger aß oft aus einem Topfe mit seinem Gaste. Ganz besonders entgegenkommend zeigte sich das weibliche Geschlecht, teilweise sogar bis zu einem Grade, der das Zulässige überschritt. Um Präsente machen zu können, um Ballstaat und Maskenkleider zu beschaffen, wurden Schulden gemacht oder man versetzte und verkaufte die dürftigen Überbleibsel früheren Wohlstandes. Wurde eine beliebte Einquartierung in ein anderes Haus versetzt, so kam es nicht selten zwischen eifersüchtigen Frauen zum Streit, der sich bis zu Tätlichkeiten steigerte.

Der geplagteste Mensch auf der Welt war in jenen Tagen der Gassenhauptmann oder Distriktsvorsteher. Ihm lag es ob die Einquartierung unterzubringen. Alle Quartiere waren überfüllt, namentlich fehlte es an Ställen. Da kam es vor, daß einem Handwerker in bescheidenem Hause, das keinen Gänsestall, geschweige denn einen Pferdestall besaß, sechs Kürassiere mit ihren Pferden zugewiesen wurden. Da hieß es, sich einrichten. Man brachte die Tiere so gut man es vermochte in den Haustennen unter und es konnte dem eintretenden Besucher begegnen, daß ihm beim Öffnen der Haustüre ein Pferdeschwanz in das Gesicht schlug. Im Rathaushofe und auf den Treppen kampierten Soldaten aller Waffengattungen mit ihren Pferden und saßen mit ihren langen, weißen Reitermänteln um die flackernden Feuer, an denen sie ihre Mahlzeiten bereiteten. Andere, die keine Quartiere fanden, irrten auf den Straßen umher und schossen bisweilen, wenn man auf ihr Läuten und Pochen nicht öffnete, ihre Gewehre gegen die verschlossenen Häuser ab. Auf Stroh gebettet fuhr man Verwundete und Kranke bei grimmiger Kälte umher und versuchte häufig vergebens sie in den überfüllten Spitälern unterzubringen. Das ehemalige Schießhaus am Sand war eigens für eine schlimme Sorte dieser Kranken eingerichtet, man nannte sie nur die Franzosenkranken.

Gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft veranstalteten

die französischen Offiziere im Reichsadler den Bürgern einen Ball. Man bewirtete die Gäste splendid und mit vieler Artigkeit; allein es fehlte die Krone des Festes: denn die gestrengen Väter und Gatten hatten Töchter und Frauen daheimgelassen und mit dem Tanzen war es an diesem Abende nichts. Aber schon am 28. Januar hatten sich die gestrengen Herren der Schöpfung eines Besseren besonnen; sie gaben einen Gegenball und brachten ihre Frauen und Töchter mit. Es wurde tüchtig getanzt, gegessen und getrunken und alles schwamm in Seligkeit. Es war die Anordnung getroffen, daß jeder Herr hinter seiner Dame Platz nehmen und sie bedienen mußte. Aber trotzdem war es ein trübes Weihnachtsfest für die kleinen Leute gewesen; denn man getraute sich nicht den sogenannten Kindleinsmarkt, auf den sich groß und klein schon lange vorher freute, und der gerade den ärmeren Spielwarenhändlern eine bescheidene Ernte versprach, abzuhalten.

Acht Tage vor Weihnachten erhielten die Österreicher Zuzug, so daß sie in der Überzahl waren. In der Stadt hallte der Generalmarsch durch die Straßen. Kanonen und Soldaten bewegten sich im Eilmarsche zum Laufer Tor hinaus. Die erregte Menge stand in den Straßen oder schaute zu den Lücken der obersten Böden heraus. Man hörte deutlich in der Ferne schießen. Die auf den Burgberg gelaufen und auf den Bestner-Turm gestiegen waren, konnten sogar einzelne Truppenbewegungen unterscheiden. Nach einigen Tagen großer Unruhe rüsteten sich die Franzosen zum Abzuge. Man begrüßte jubelnd die einziehenden Soldaten der kaiserlichen Armee und bewirtete sie. Die Franzosen ließen jedoch nicht lange auf ihre Wiederkehr warten. Am 19. Februar fand endlich bei großer Parade die Bekanntmachung des Friedens statt. Die Straßen widerhallten von den Freudenschüssen des Militärs und der Bürger und am Abend erstrahlte die Stadt in dem Glanze einer allgemeinen Illumination.

Vor dem Abzuge fand sich noch ein französischer Abgesandter ein, der in höherem Auftrage an alten Werken und Gemälden zusammenpackte, was des Mitnehmens würdig schien. Der letzte, der Abschied nahm, war der oberste Kommandant mit seinem Gefolge, begleitet von den Bürgerweibern, während eine Menge Volkes dem Zuge folgte, darunter manches weinende Mädchen, das wohl berechtigte Ursache dazu haben mochte. Der Rat hatte dem scheidenden Befehlshaber aus Dankbarkeit für sein wohlwollendes und gerechtes Verhalten ein prachtvolles Reitpferd mit silbernem und vergoldetem Reitzeug verehrt. Der abziehende Feind konnte zufrieden und die zurückbleibende Bevölkerung stolz darauf sein, daß sie ihr weltbürgerliches Empfinden bis zu der äußersten Grenze gewahrt hatte. Was bedeuteten dagegen die 700000 Gulden, auf welche die Unkosten dieser Besatzung geschätzt wurden! Inzwischen hatten sich die Preußen immer häuslicher eingerichtet; man hatte sogar in Schweinau ein neues preußisches Zollamt aufgestellt.

Unter den vielen Deputationen aus aller Herren Länder, die mit unterwürfigen Bitten und demütigen Vorstellungen den französischen Konsul Bonaparte umdrängten, durfte die freie Reichsstadt Nürnberg selbstverständlich nicht fehlen. Im Juni 1801 begab sich eine Nürnberger Abordnung, bestehend aus Jobst Karl Wilhelm v. Tucher und Christ. Justus Kißling, im Auftrag des Rates nach Paris, um ein gutes Wort für die fernere Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihrer Vaterstadt einzulegen. Sie wurde auf das freundlichste von dem Konsul empfangen, der ihr in bündigster Weise die Erfüllung ihrer Bitte versprach. Im Jahre 1804 reiste Kißling wiederholt nach Paris, um Napoleon die untertänigsten Glückwünsche zur Besteigung des Kaiserthrones darzubringen.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung bildete sich ein freiwilliges bürgerliches Korps. Es trug blaue Uniformen

mit rot-weißen Federbüschen auf dem Tschako. 12 Trommler und eine Musik mit Halbmond schritten bei öffentlichen Aufzügen voraus. Der Major mit Adjutant waren beritten und das Korps stand unter dem Befehle des Stadtkommandanten. Am 5. September wurde unter großem Andrange des Stadt- und Landvolkes demselben von einem Ratsherrn zu Pferde eine rot-weiße Fahne überreicht, die auf der einen Seite das städtische Wappen, auf der anderen in buntgestickter Seide die Worte „Für Ruhe und Ordnung“ in einem Kranze enthielt.

Im Jahre 1805 kam es neuerdings zu einem überaus kläglichen Auftritt zwischen der Stadt und den (preußischen) Okkupationstruppen. Ein Nürnberger Stadtsoldat, namens Joh. Gg. Kraus, war durch preußische Werber zur Desertion (Fahnenflucht) verleitet worden. Da ihm aber der stramme preußische Dienst nicht gefiel, kehrte er in die Stadt zurück und wurde dort in Gewahrsam gehalten. Dieser Vorgang veranlaßte den General Tauenzien zu unerhörten Repressalien (Gegenmaßregeln). Er nahm den Nürnberger Stadtsoldaten gefangen, besetzte die Pflegeämter Betzenstein, Hilpoltstein und Gräfenberg und forderte von der Stadt die Verpflegung der dort eingelegten Truppen. Für die Offiziere wurden täglich vier gute warme Mahlzeiten und zwei Flaschen Wein, außerdem zweimal in der Woche Dessert und jedesmal drei Flaschen Champagner verlangt. Der Rat mußte sich in seiner Hilflosigkeit diesen übermütigen Bedingungen bis zum Abzuge der Truppen fügen. Die unerhörten Forderungen stehen in einem schroffen Widerspruche zu dem früheren, verhältnismäßig milden und korrekten Benehmen der preußischen Befehlshaber und es muß angenommen werden, daß sich dabei der Zorn Luft zu machen versuchte, weil Nürnberg trotz aller Anstrengungen nicht unter die preußische Haube gebracht werden konnte.

Im September 1805 sicherten die vermittelnden Mächte Rußland und Frankreich neuerdings der Stadt die Fort-

dauer ihrer Unabhängigkeit zu. Die Stadt sollte bei allen Reichskriegen als neutrales Gebiet betrachtet werden und von allen Kriegsbeiträgen befreit sein. Diese Zusicherung wurde auch anfänglich in dem neuen Kriege zwischen Österreich und dem verbündeten Rußland gehalten. Als Prinz Murat bei seinem Zuge nach Böhmen sein Hauptquartier hier aufschlug, versah der Rat aus gutem und freiem Willen dessen Truppen mit den notwendigsten Bedürfnissen um sich den guten Willen zu erhalten. Aber schon im März darauf wurden trotz dieser Liebesgabe das 95. französische Infanterieregiment dahier einquartiert, dem zwei Bataillone Chasseurs (Jäger) folgten, die bis zum 1. August in der Stadt verweilten.

In früher Morgenstunde des 15. August 1806 schritt eine französische Eskorte mit einem Gefangenen von beiläufig 40 Jahren in bürgerlicher Tracht über die Fleischbrücke. Die Kuttlersfrauen, die dort ihre Waren verkauften, standen in erregten Gruppen beisammen, rangen kopfschüttelnd die Hände und wischten sich mit ihren Schürzen die Tränen von den Wangen. Diese Weiber hatten ein richtiges Vorgefühl der Dinge, die da kommen sollten; denn der Mann, der hier fortgeführt wurde, sollte seine Vaterstadt und seine Familie nicht wiedersehen. Es war der Buchhändler Johann Philipp Palm, Schwiegersohn des Buchhändlers Stein, der auf persönlichen Befehl Napoleons sich vor einem außerordentlichen Kriegsgericht verantworten sollte. Der Angeklagte hatte schon im Frühjahre auf buchhändlerischem Wege eine Flugschrift versandt unter dem Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Sie war keine ordinäre Schmähschrift, sondern eine Schilderung der politischen Lage, ernst und sachlich gehalten, doch war das Benehmen der französischen Truppen in Bayern und die Person des Kaisers Napoleon einer strengen, wenn auch gerechten Kritik unterzogen. Palm wußte, daß seine persönliche Freiheit auf dem Spiele stand, und flüchtete deshalb nach dem neutralen

Erlangen, wo er sich heimlich aufhielt. Geschäfts- und Familienangelegenheiten veranlaßten ihn zu dem Wagnis eines Besuches in Nürnberg. In seinem Wohnhause gegenüber der St. Sebaldus-Kirche wurde er von einem Bettelknaben um ein Almosen angesprochen und hernach schmachvoll verraten. Palm beteuerte in seinem Verhöre, daß er den Inhalt der Schrift nicht gekannt habe und daß ihm dieselbe nach Buchhändlergebrauch in verschlossenen Paketen zur weiteren Beförderung zugeschickt worden sei. Dagegen war er nicht zu bewegen den Zusender zu nennen. Die ganze Gerichtsverhandlung war nur eine frivole Komödie; es wurde ihm nicht einmal die Wohltat eines Verteidigers zugestanden. Bereits am 26. August nachmittags 2 Uhr wurde er auf den Wällen der Stadt Braunau erschossen. Es war ein ganz gemeiner Justizmord des Kaisers; der Angeklagte war schon im voraus verurteilt. Was kümmerte den racheschnaubenden Despoten das Leben eines unbescholtenen Familienvaters? Hatte er doch nach seinem eigenen Ausspruche täglich 10000 Menschenleben auszugeben. Sein fähigster Gegner Erzherzog Karl hatte recht, wenn er von ihm sagte: „Dieser Mann ist alles, nur kein Mensch!" Unbeschadet der Ehre Palms muß man sagen, daß er unvorsichtig handelte und daß er kein politischer Märtyrer, sondern ein unerschrockener Geschäftsmann war, der eher sein Leben ließ, als daß er einen Geschäftsfreund verriet.

Gerade drei Wochen nach dieser Begebenheit wurde der Rat durch ein Schreiben des Generalkommissärs Napoleons ganz unerwarteterweise überrascht und in die höchste Bestürzung versetzt. Es war ein Schicksalsbrief, der die ganze Zukunft der Stadt in der brutalsten Weise und ohne jede Befragung der Beteiligten auf eine vollständig neue Grundlage stellte. Der Eingang des Schreibens lautete: „Meine Herren! Durch den rheinischen Bundesvertrag vom 12. Juli dieses Jahres ist die Stadt Nürnberg mit ihrem Gebiete dem Königreiche Bayern einver-

leibt worden." Ferner hieß es: „Die Bewohner der Stadt sind von ihrem neuen Landesherrn, dem Könige von Bayern Majestät, von dem ihrer Verfassung geleisteten Eide entbunden und sind von nun an ihrem neuen Landesherrn, dem Könige von Bayern Majestät, Treue schuldig. Diesem haben sie für die Zukunft ihre ganze Anhänglichkeit zu widmen usw." Also ganz so, wie man einen alten Rock auszieht und einen neuen anzieht, nur daß man diesem nicht befehlen kann, seinem neuen Besitzer Anhänglichkeit zu widmen.

Darauf erfolgte im September 1806 ein Manifest (Erlaß) des Königs Maximilian Joseph von Bayern, frostig, bureaukratisch und schwulstig und dabei doch ohne Schwung, in dem nach einer pomphaften Aufzählung aller neu erworbenen Gebiete, die dem jungen Königreiche von Napoleons Gnaden zugewiesen worden waren, von den neuen Untertanen Gehorsam gefordert und in sehr allgemeinen Redewendungen zugesichert wurde, daß bei künftigen Anordnungen „auf die uns vorzutragenden Wünsche alle Zeit gerechte und gnädige Rücksicht genommen und die erste und angenehmste darauf gerichtet sein werde, ihren Wohlstand, wie in unseren älteren Ländern, zum höchstmöglichen Grade zu fördern."

Der Rat gab der Bürgerschaft das Schreiben Fririons mit den von Ergebenheit triefenden Worten bekannt: „Wir haben heute Allerhöchstgedachter Sr. Majestät dem Könige, unserem nunmehr allergnädigsten Herrn, den Eid der Unterwürfigkeit und Treue abgelegt; wir haben für uns und vor der Hand auch in Euren Seelen, geliebte Mitbürger, gute Bürger und Untertanen Nürnbergs auf dem Lande, geschworen, und wir machen dieses alles hiermit öffentlich bekannt."

Der große öffentliche Akt der Einverleibung wurde selbstverständlich mit den entsprechenden Feierlichkeiten in gewohntem Lakaienstil begangen; denn wo wird ein Fest

gefeiert, dem die gedankenlosen Massen nicht aus ganzer Seele mit Vivatgeschrei und unter reichlichem Trinken und Essen zustimmen würden? Die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten; vor dem Rathause bildeten französische und reichsstädtische Soldaten mit klingendem Spiel Spalier, während im großen Rathaussaale, der schon so vielen Wandel erlebt hatte, von den Beamten und dem Bürgerausschusse mit erhobenen Händen, mit Zopf und Degen der Eid der Treue geschworen wurde. Unter obwaltenden Umständen hätte man denselben ebensogut dem Zaren oder auch dem Kaiser Napoleon geleistet. Indessen erzählten die Eltern, daß sie als kleine Kinder bei dem Donner der Kanonen von den Großeltern mit den Worten geweckt wurden: „Weinet, Kinder, weinet! Ihr seid jetzt Bayern geworden!" Man besaß zwar durchgehends kein oder nur wenig Vaterlandsgefühl; aber an der geliebten Selbständigkeit der Vaterstadt hing man mit ganzer Seele. Es wäre undankbar und ungerecht, wenn man nicht anerkennen wollte, daß die Einverleibung in das Königreich Bayern der Stadt mit der Zeit zum Segen geworden ist, und ebensowenig läßt sich leugnen, daß das ganze städtische Wesen so herabgekommen war, daß es kaum die Fähigkeit besessen hätte sich aus eigener Kraft emporzuarbeiten; aber nichtsdestoweniger bleibt die Besitzergreifung der Stadt ein Akt der Willkür. Daß der Kaiser Napoleon seine wiederholten Zusicherungen nicht gehalten, ist von ganz nebensächlicher Bedeutung. Ein Despot von so riesiger Machtfülle braucht sein Wort nicht wie andere Sterbliche zu halten. Wenigstens hatten die Nürnberger die Freude, daß das Patriziat gerettet war und, was noch weit mehr galt, daß der bayerische Staat die gesamte Schuldenlast der Stadt, wenn auch erst im Jahre 1819, übernommen hat. Die Beziehungen der Bevölkerung zu der neuen Regierung waren länger als ein Jahrzehnt keineswegs erfreulich. Die Stadt wurde von Bayern absichtlich vernachlässigt. Man hat den Bürgern den Reichswald

genommen, dazu die Mehrzahl der öffentlichen Gebäude als Staatseigentum erklärt.

An der Bedrückung der Stadt durch Einquartierung und durchziehende Truppen hatte die Einverleibung nichts geändert. Die Bürgerschaft bekam auch einmal Gelegenheit italienische und spanische Truppen zu sehen. Eine häßliche Einrichtung war der Bevölkerung zuteil geworden, das war der Zwang der Konskription. Kaum waren die ersten Rekruten einexerziert, so mußten sie zur Niederwerfung des Tiroler Aufstandes unter Andreas Hofer ausziehen, in einen haßerfüllten Kampf, der von beiden Seiten mit Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde, die lebhaft an die Zeiten des 30jährigen Krieges erinnerte.

XIV.

Schilderungen kriegerischen Lagerlebens bei und in Nürnberg zur Zeit der Einverleibung.

Zu jener Zeit verweilte der frühere Konditorgehilfe und spätere Schlachtenmaler Albrecht Adam, der Stammvater der bekannten, vielverzweigten Künstlerfamilie, in der Stadt. Untertags buk er seine Krapfen oder modellierte mit vieler Kunstfertigkeit einen schönen Tafelaufsatz und abends zeichnete er bei dem ihm gewogenen Direktor der Kunstschule Zwinger. War er wieder in seine Klause zurückgekehrt, so schnitt er aus Lindenholz Viehweiden und Jagden als Kinderspielzeug für die damals berühmteste Handlung von Bestelmeier. In der lebendigen und phantasievollen Art eines echten Künstlers schilderte er in seiner Selbstbiographie in ausführlicher Weise ein Erlebnis kurz vor der Einverleibung, das jedem Leser einen Genuß bereiten wird. Er erzählt folgendermaßen: „An einem sehr schönen Herbstmorgen nahm ich meine Mappe

unter den Arm und ging hinaus in das Freie, nach der Natur zu zeichnen, kehrte aber bald wieder zurück, da ich keinen passenden Gegenstand fand; es war mir, als sollte ich heute nicht Landschaften zeichnen. Als ich gegen 10 Uhr vormittags an die Stadtmauer kam, welche wunderliche Szene stellte sich mir hier dar! Die altersgrauen, schweren Stadttore waren fest verschlossen, auf der Brücke standen viele Menschen zusammen, welche in die Stadt wollten, und mitten darunter der Postkarren, der die Briefpost brachte. Der Postillion lag dicht am Tore mit dem Gesicht auf der Erde, schaute bei einer Spalte hinein und schrie unaufhörlich: „So laßt doch das Felleisen hinein, macht auf, das Felleisen ist da, ich muß hinein!“ Umsonst, das Tor war und blieb verschlossen. Ich machte mich schnell daran diese komische Szene zu zeichnen; mich unterhielt der ganze Auftritt; die Menschen aber starrten einander verlegen an; einer fragte den anderen, was das zu bedeuten habe, keiner wußte einen nur scheinbaren Grund anzugeben. Nachdem ich mit meiner Zeichnung fertig war, ging ich weiter und nahm meinen Weg um die Stadt herum um zu sehen, wie es mit den übrigen Toren beschaffen sei. Alle waren verschlossen. Bei dem Spittler-Tor klärte sich aber das Rätsel auf. Eine Abteilung der bayerischen Armee war aus dem Fränkischen vor Nürnbergs Mauern angekommen und wollte in die Stadt einziehen; allein diese damals noch freie löbliche Reichsstadt suchte, fest an ihren alten Rechten und Gebräuchen haltend, ihre Neutralität zu behaupten und verweigerte hartnäckig den Eintritt in ihre Mauern. Dieses bayerische Korps bestand aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Es hatte die Bestimmung nach Bayern zurückzugehen und sich mit der französischen Armee zu vereinigen; denn Bayern hatte sich inzwischen mit Napoleon zum Kriege gegen Österreich verbündet, was jedoch damals noch unbekannt war. Ein Teil der Kavallerie hielt dicht vor dem Tore und war abgesessen; auch der kommandierende General kam von Fürth heran; da gab es viel zu

sehen, was mich höchlich interessierte. Es waren die ersten bayerischen Truppen, welche ich in Massen sah. Sie machten mir einen sehr günstigen Eindruck; sie waren gut und zweckmäßig uniformiert, hatten eine schöne militärische Haltung, sahen wohlgenährt aus und waren lustig und guter Dinge. So sehr ich sonst gewohnt war, sogleich mit dem Papier zur Hand zu sein um zu zeichnen, konnte ich vor lauter Reiz der Neuheit nichts machen. Ich trieb mich den ganzen Nachmittag herum, während mit der Stadt über den Einlaß der Truppen fortwährend parlamentiert wurde. Endlich nahte der Abend heran und dem Kommandanten riß die Geduld; er ließ auf dem Wall einige Geschütze auffahren und drohte das Tor einzuschießen. Ich hielt mich dicht neben den Kanonen, das Herz pochte mir vor Begierde es bald krachen zu hören. Es sollte aber nicht soweit kommen. Um nochmals Vorstellungen zu machen, erschienen in der altertümlichen schwarzen Kleidung drei Magistratspersonen vor dem General, der sie ruhig anhörte, seine Taschenuhr herauszog und sagte: „Ich gebe Ihnen 10 Minuten Bedenkzeit; lassen Sie diese Frist verstreichen, so brauche ich Gewalt!“ Diese Herren entfernten sich und bald knarrten die alten Torflügel und teilten sich schwerfällig auseinander. Die Truppen zogen friedlich ein, ich mit ihnen; denn ich mußte überall dabei sein; meine Neugierde war unersättlich. Der Abend brach herein, bis alle Truppen eingezogen waren. Die Infanterie und Artillerie lagerte auf den freien Plätzen. Besser gesorgt war für die Kavallerie. Es liegt in der Stadt ein schöner Platz an den Ufern der Pegnitz, die Schütt genannt. Große, ehrwürdige Linden breiten ihre Äste weit über dieselbe aus. Der Boden bestand teils aus Sand teils aus Gras, ganz für ein Kavallerielager gemacht. Hier biwakierten Chevaulegers und hierher richtete ich vor allem meine Schritte. Eine Kavallerie, welche ein Lager bezieht, gewährt immer einen interessanten und malerischen Anblick. Der Intanterist stellt, wenn er von seinem Marsche ermüdet ankommt, sein

Gewehr in Pyramiden beiseite und fällt, wenn er recht müde ist, oft da nieder, wo er gerade steht, seinen Tornister als Kopfkissen benützend. Ganz anders verhält es sich bei der Kavallerie. Auf diese harrt noch immer ein Stück Arbeit, wenn sie an Ort und Stelle angekommen ist. Schon die Lagerstätte ist nicht gleichgültig; man bedarf eines passenden Platzes um die Pferde in Reihen gut stellen zu können, auch soll womöglich Wasser in der Nähe sein. Ist man am Platz abgesessen, so werden Pfähle eingeschlagen und durch einen langen Strick miteinander verbunden um die Pferde anzubinden; es wird abgezäumt und abgesattelt, die Pferde mit wollenen Decken bedeckt, Sattel und Zaum ordentlich zurechtgelegt, ebenso Waffen und Helme um sie leicht und schnell wieder bei der Hand zu haben, wenn man ihrer bedarf. Ist der Mann recht brav, putzt er noch sein Pferd ein wenig; dann wird zur Fütterung geblasen und nach dem Habersacke gegriffen, nach dem die Pferde schon lange rechts und links sehnsüchtig schauen. Unartige Pferde gibt es auch hier und da, selbst bei der besten Zucht. Sie beißen nach den Nachbarn, besonders aus Futterneid; diese erwidern mit Schlagen; es gibt Lärm und herrscht reges Leben, das dann endet, wenn alle Pferde gefüttert und getränkt sind. Jetzt erst kann die Mannschaft an sich selber denken. All das geschieht mit Munterkeit, wenn der Marsch nicht allzulang und anstrengend war. Der Kavallerist hat ja nichts zu tragen; er wird vielmehr getragen, während den Infanteristen oft sein schweres Gepäck fast zu Boden drückt, wenn der Marsch lange dauert.

Ich sah in späteren Jahren so vielfältig und oft unter den verschiedenen Verhältnissen bei Regen und Sturm, Hitze und Kälte, bei Tag und Nacht das Beziehen eines Kavallerielagers und immer interessierte es mich; damals aber gewahrte ich es zum ersten Male und zwar von seiner allerschönsten Seite. Der Platz war so günstig, als man es nur wünschen konnte, das Wetter herrlich, Mann und Roß von keinem

weiten Marsche ermüdet, die Leute wurden mit Speise und Trank wohl verpflegt, so daß es zuletzt wahrhaft lustig herging. Um das Ganze vollkommen reizend zu machen, spendete der Vollmond magische Lichtblicke zwischen den dichtbelaubten, alten Linden hindurch auf einzelne Gruppen. Sein blaues Licht bildete einen wundervollen Kontrast mit der gelbroten Beleuchtung durch die Lagerfeuer, um welche die Soldaten versammelt waren und ihre Suppen kochten; oft war das Laub der Bäume oben vom Monde, unten vom Feuer beleuchtet. Es reihte sich Bild an Bild; ich war bis zur Begeisterung entzückt von dem, was ich hier sah. Gerne hätte ich wohl recht vieles gezeichnet; aber ach, wie arm fühlte ich mich in solchen Augenblicken! Die Zeit rennt so schnell dahin; die Gegenstände, die wir festhalten möchten, fliehen mit ihr wie Traumbilder vorüber und am Ende müssen wir uns mit einigen armseligen Bleistiftstrichen begnügen, welche umsoweniger befriedigen, je mehr wir von dem Gegenstand, den wir festhalten wollen, begeistert sind.

Nachdem ich mich recht im ganzen Lager umgesehen, näherte ich mich einem Feuer, das ziemlich hell brannte und von einem zahlreichen Kreis von Soldaten umlagert war, welche aus voller Kehle muntere Lieder sangen. Ein hoher Stabsoffizier, ein Mann von etwa 50 Jahren, mit einem interessanten militärischen Kopfe, in einem grünen Pelzrocke, eine Mütze auf dem Haupte, ruhte am Boden unter einem Baume. Über den Füßen lag ein grauer, schön gefalteter Mantel. Der Offizier war mit der Tabakspfeife im Munde eingeschlafen. Zunächst bei ihm stand ein schöner, großer Mann, ein Rittmeister in voller Uniform, den Helm auf dem Kopfe, die Feldbinde sehr breit über den Überrock gebunden. Er hatte die linke Hand auf den Säbel gestützt und einen Fuß auf ein großes Scheit Holz gestemmt, welches im Feuer lag. Der Stabstrompeter mit seinem Instrumente unter dem Arm saß ebenfalls auf einigen Stücken Holz, den Rücken an ein großes Bierfaß gelehnt, aus welchem der Gerstensaft

reichlich quoll. Er sang tapfer mit und schlug den Takt mit der Hand dazu. Ein alter Wachtmeister machte den Mundschenk; der Rundtrank ging fleißig herum; die jüngeren Soldaten lagen schön gruppiert am Boden: es war ein vollendet schönes Bild und in seiner ganzen Wirkung prächtig anzusehen. Ich blieb bei diesem Anblick wie gefesselt stehen, nahm Papier und Bleistift in die Hand und zeichnete noch, als die Geisterstunde längst vorbei war.

Allmählich wurde es stiller und immer stiller, bis man zuletzt nur noch das Auf- und Abgehen der Wachtposten und ausnahmsweise das komische Geschrei eines Pferdes hörte, welches einen unverträglichen Nachbar hatte. Alles schlummerte. Endlich legte auch ich mich unter einem Baume nieder und ruhte einige Stunden. Nach Hause zu gehen und das Bett zu suchen, fiel mir gar nicht ein; ich mußte auch das Aufbrechen des Lagers sehen. Die Aufregung, in der ich mich befand, ließ mich nicht lange schlafen und beim ersten Trompetenstoße war ich wieder auf den Beinen. Ich wollte alles hören und sehen, was hier vorging, bis aufgesessen wurde und die Truppe sich zum Abmarsch in Bewegung setzte. Ich begleitete sie wieder bis an das Tor und sah ihr sehnsüchtig nach. Hätte ich ein Pferd gehabt, ich wäre am liebsten selbst mit fortgezogen."

An einer anderen Stelle fährt der Erzähler weiter fort: „Im Oktober an einem kalten, feuchten Morgen lagerte französische Infanterie vor der Stadt. Diese Truppe meist kleiner, aber ungewöhnlich beweglicher Leute war in ihrer Kleidung gerade nicht zum Biwakieren während einer kalten Nacht eingerichtet. Sie sah auch ziemlich erfroren und ausgehungert aus. Trotzdem aber herrschte in diesem Lager das rührigste Leben. Die Juden aus dem nahe gelegenen Fürth kamen herbei um allerlei Geschäftchen zu machen. Die Franzosen hatten nämlich bei der Verfolgung der Österreicher ziemliche Beute erjagt und das Kleinste achtet der Jude nicht gering, wenn ein Gewinn in Aussicht steht. Auch

mehrere erbeutete ungarische Pferde wurden verhandelt. Hier gab es wieder ganz eigene neue Bilder für mich zu sehen. Nachmittags steigerte sich die Sonne. Murat kam mit breiten Kavalleriemassen. Jetzt aber war von Aufrechterhaltung der Neutralität keine Rede mehr. Die Tore standen offen und in festgeschlossenen Kolonnen, die ganze Breite der Straße ausfüllend, zogen die Franzosen ein. Ein Pikett mit den Karabinern oder Pistolen in der Hand, mit gespanntem Hahn immer den Zug eröffnend, machte einen gewaltigen Eindruck. Man fühlte die Unüberwindlichkeit dieser Truppen, wenn man sie in ernster, martialischer Haltung stumm umherziehen sah. In der Tat waren sie auch lange genug unüberwindlich; es mußten die Elemente der menschlichen Kraft zu Hilfe kommen um sie zu vernichten." Soweit Albrecht Adam.

XV.

Schicksal der Stadt in den Kriegen bis zur Befreiung Deutschlands.

Am 24. November 1807 hatte Napoleon die Handelssperre (Kontinentalsperre) verhängt, durch welche wahnwitzige Maßregel er den englischen Handel vernichten wollte. Soldaten drangen in die Läden und Vorratshäuser der Kaufleute ein, durchstöberten vom Keller bis zum obersten Boden Kisten, Ballen und Fässer nach englischen Fabrik- und Manufakturwaren, erbrachen die Fußböden, durchsuchten die Betten und Schränke und zogen mit vollbeladenen Wagen auf die Hallerwiese, wo die beschlagnahmte Beute teils verbrannt teils zerschlagen teils in das Wasser geworfen wurde. Dadurch entstand eine ungeheure Teuerung. Der Zentner Baumwolle war mit 208 fl. 32 Kr., der Zentner raffinierten Zuckers mit 104 fl. 16 Kr., der Zentner Kaffee oder Tee mit 243 fl. 36 Kr. Eingangszoll belastet.

Am 16. Oktober 1808 zog der neue König Maximilian I., von dem Fürstentage zu Erfurt kommend, zum ersten Male in Nürnberg ein. Der Besuch war ein frostiger, ängstlicher. Der König fuhr zum Neuen Tore herein, verließ nicht einmal den Wagen, während die Pferde gewechselt wurden, und setzte nahezu fluchtartig seine Reise fort. Die Bevölkerung war in hohem Grade dadurch verletzt und versprach sich nichts Gutes.

Als im Jahre 1809 der Krieg zwischen Napoleon und dem österreichischen Kaiserhause neuerdings ausbrach und die bayerische Armee auf Napoleons Befehl schleunigst auf den Kriegsfuß gestellt werden sollte, nahmen die Aushebungen schon mehr die Formen des reinen Menschenfanges an. Man durchsuchte die Wirtshäuser und Herbergen und nahm von kurzer Hand mit, was den Schießprügel tragen konnte. Der Krieg nahm einen unglücklichen Verlauf für Österreich. Unter Führung des Kronprinzen Ludwig und des Fürsten Wrede hatten die Bayern sich in den Schlachten von Eggmühl und Landshut rühmlich ausgezeichnet; Regensburg war gefallen, nachdem es vorher beschossen und teilweise niedergebrannt worden war, und die vereinigten Armeen rückten unaufhaltsam nach Wien vor.

Schon Ende Mai liefen beunruhigende Gerüchte um von einem heranziehenden feindlichen Armeekorps und nahmen an Stärke zu. Die Bevölkerung, höchst unzufrieden mit den bureaukratischen Beamten und den rücksichtslos eingeführten Neuerungen, stand mit ihren Neigungen auf österreichischer Seite. Die Besatzung der Stadt bestand nur aus 90 Soldaten; das neugebildete Freiwilligenkorps war aufgelöst worden und die Organisation der neuen Bürgerwehr stak noch in den ersten Anfängen. Es waren noch nicht einmal die Offiziersstellen besetzt; auch war noch keine Bewaffnung und Uniformierung durchgeführt. Die Stadt

befand sich in einer wehrlosen Verfassung. Solche rücksichtslose Vernachlässigung von seiten der neuen Regierung machte viel böses Blut und zeitigte einen hohen Grad von Verbitterung.

Generalkommissär von Thürheim, ein Bureaukrat von reinstem Wasser, von geringer Erfahrung, der weder den Charakter noch die Stimmung der Bevölkerung kannte, kam auf den unglückseligen Gedanken, für Sonntag den 25. Juni eine Bürgerversammlung einzuberufen und dieselbe zum bewaffneten Widerstande gegen die anrückenden Österreicher aufzufordern. Dabei verfuhr er in der ungeschicktesten Weise, versprach den Willigen Geldunterstützung, indem er dabei auf ein gefülltes Geldsäckchen neben sich wies, und um den Mut der Bürger zu entflammen, schilderte er die herannahende böhmische Landwehr als ein zusammengelaufenes Gesindel von Schustern, Schneidern und Leinewebern. Damit hatte er aber die innungsstolzen Handwerker mitten in das Herz getroffen; denn der Herr Generalkommissär hatte dabei vergessen, daß sich unter seinen Zuhörern zufällig auch Schuster und Schneider befanden. Die Wirtshäuser waren an diesem Sonntagnachmittage überfüllt. Die herrschende Junihitze tat das Übrige, Schnaps und Bier wurden im Übermaß getrunken; man wetterte, fluchte, machte Witze und redete sich immer mehr in größere Aufregung hinein. Die Nachrichten von dem Heranrücken der Österreicher steigerten die Stimmung bis zur Siedehitze. Aus den von Rauchqualm erfüllten Wirtshäusern drang wüstes Gebrüll; einer suchte den andern an Mut zu überbieten. Am andern Morgen dachte niemand an die Arbeit; es war ein richtiger blauer Montag. In Scharen drängten sich die Menschenmassen johlend dem Lauser-Tore zu, weil man die Österreicher auf der Sulzbacher-Straße erwartete. Generalmarsch wurde geschlagen und nur wenige bewaffnete Bürger fanden sich ein, verlacht und verspottet von dem Janhagel. Hergelaufenes Gesindel, fragwürdige Weibsbilder, Lehrjungen und Kinder vermehrten das Volksgewimmel. Die Tore wurden geschlossen, die Wache daselbst von Bruchteilen des aufgelösten Freiwilligenkorps besetzt; da erscholl der tausendstimmige Ruf: „Sie kumma! Sie kumma!“ Das Gedränge um das Wachtlokal wurde immer größer, die Vorderen mußten dem Drucke der Hintenstehenden nachgeben und fielen förmlich zur Türe hinein. Ein Teil der Wachmannschaft hatte sich vorsichtig gedrückt; der kleine Rest war ohnmächtig Widerstand zu leisten. Unter Jubelgeschrei bemächtigte man sich der Torschlüssel und öffnete mit Hurrageschrei dem Feinde das Tor. Österreichische Ulanen und Fußvolk drangen ein und wurden mit lebhaftem Vivatgeschrei empfangen. Der wackere Bürgeroberst v. Wölckern samt seinem Adjutanten Sebald wurde von der Volksmenge entwaffnet und gefangen genommen und wie eine Sturmflut unter dem Zeichen zärtlicher Verbrüderung brauste die Woge brandend und heulend dem Rathause zu. Hier aber zeigte ein Spalier aufgestellter Polizeidiener mit geladenem Gewehr, was eine Handvoll mutiger Männer in verhängnisvoller Zeit auszurichten vermag. Der feindliche Oberst forderte sie vergeblich auf ihre Gewehre abzulegen. Sie wurden jedoch von dem gleichzeitig eingedrungenen Volkshaufen zur Seite geschoben und nun wälzten sich die Massen in die unteren Räume des Rathauses. Die Bestie war losgelassen und nur einem Reste der heimischen Gutmütigkeit ist es zu verdanken, daß kein ernsterer Unfall sich ereignete. Die Haufen hatten sich inzwischen durch herbeigelaufenes Landvolk verstärkt und nun begann ein förmlicher Hexensabbat. Fenster, Stühle, Tische wurden mit wahrer Herzenslust und einem Eifer, der einer besseren Sache wert gewesen wäre, kurz und klein geschlagen, die Tintenfässer ausgegossen und über die Akten geschüttet, die man aus den obersten und untersten Fächern herausholte. Vor allem ließ man seine Wut an dem Einwohnerbureau, an den Steuer- und Konskriptionslisten aus. Man zerriß

sie, stampfte und tanzte mit den Füßen darauf und stieß ein förmliches Indianergeheul aus. Daß man es mit der Hefe des Volkes zu tun hatte, beweist der Umstand, daß man den Beamten Uhren und Börsen abnahm, die Kassen erbrach und das vorgefundene Geld in die Tasche steckte. Inzwischen hatte der mutige Bürgeroffizier und Tischlermeister Kiefer einige Bürgerwehrsoldaten und eingedrungene Füsiliere um sich versammelt, trieb die Bande auseinander und stellte schließlich mit vieler Mühe eine leidliche Ordnung her, ohne daß von der scharfen Waffe Gebrauch gemacht wurde. Der Herr Generalkommissär hatte es für gut befunden, gleich einem gehetzten Wild Aufnahme in Bürgerhäusern zu suchen ohne sie zu finden. Er wurde von einer Ulanenpatrouille abgefangen und als Gefangener zwischen zwei Reitern unter dem Pfeifen und den Verhöhnungen der Menge abgeführt. Sein Landhaus wurde unter Beihilfe von Soldaten verwüstet, die Betten wurden aufgeschnitten, die Spiegel zertrümmert und die Möbel zerschlagen. Die lieben Österreicher verfehlten nicht, für ihre menschenfreundlichen Bemühungen ein Trinkgeld von 300000 fl. zu fordern, begnügten sich aber mit 60000 fl. In der Nacht vom 27. zum 28. Juni zogen sie nach diesem Faschingsscherz im Hochsommer wieder ab und biwakierten 2000 Mann stark auf dem Judenbühl, nachdem sie noch den Direktor Wurm, den Grafen Thürheim und den Postbeamten Arthelm gefangen fortgeschleppt hatten. So endete dies unwürdige Schauspiel.

Am 17. Mai 1810 wurde der französische Grenadier Groland vom 33. Regiment wegen wiederholter Meuterei auf der Peterheide in Anwesenheit des ganzen Regiments erschossen und an Ort und Stelle verscharrt. Mit diesen Schüssen verhallte wiederum der Kriegslärm auf beinahe drei Jahre um einem Schauspiel Platz zu machen, wie man es seit den Perserkriegen und Alexander dem Großen nicht mehr geschaut hatte.

Napoleon hatte in Verbindung mit Österreich, Preußen, Bayern und den Rheinbundsstaaten den Krieg an Rußland erklärt und wälzte ein wohlausgerüstetes Heer von 600000 Mann der russisch-preußischen Grenze zu. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1812 begann diese Völkerwanderung. Franzosen, Deutsche, Italiener, Spanier, gefolgt von ungeheuern Proviantkolonnen, von Bäckereien, Feldschmieden und Munitionswagen machten das Straßenpflaster vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein erzittern. Man wurde des Staunens und Schauens übermüde und kehrte doch bald wieder an das Fenster zurück, weil man nicht Ruhe finden konnte und es immer wieder etwas Neues, Niegesehenes zu bewundern gab. 15000 Mann zogen an einem Tag vorüber, ein Kavallerieregiment reihte sich an das andere, Musketiere, Chasseure, Voltigeure, Jäger, Füsiliere, Grenadiere, Regimentsmusiken, denen ein riesiger Tambourmajor mit ellenhohem Federbusch und bedeckt mit goldenen Stickereien voranschritt, zahlreiche durchlöcherte Fahnen mit dem Kaiseradler, geziert mit seidenen Fahnenbändern und dem Kreuze der Ehrenlegion, blinkende Küraſsiere mit blankem Pallasch und schwarzem, flatterndem Roßschweif auf starken, knochigen Pferden, Husaren in bunten Jacken, goldstrotzende Guides auf arabischen Schimmeln und Pferdedecken aus Tigerfell, dazwischen kleine Trommler, kaum der Schule entwachsen, aufgeputzte Marketenderinnen mit Hundewagen und Kindern im Gefolge, vornehme Damen in Luxuswagen und Mohren auf dem Bock, die ihre Männer bis an die Grenze begleiteten, Karren von Maultieren gezogen, Equipagen für Beamte und Ärzte, Speisewagen, Brückenwagen, Posten, Marschälle, Generale, Prinzen und Fürsten traten wie in einem Panorama mit seinen wechselnden Bildern vor das Auge. Dabei erklirrten die Fenster von dem Rasseln der Kanonen. Das dauerte mit geringen Unterbrechungen wochen-, ja monatelang. Besonderes Aufsehen erregte die Staatsequipage des Königs von Sizilien mit

prächtig geschirrten und mit Federbüschen versehenen Maultieren. Den Beschluß machte ein wohlbewachter Zug von 20 Wagen mit gefüllten Geldkassen. Im Oktober und November kamen die Nachschübe von Neapolitanern und Württembergern zu einer Zeit, in der das traurige Schicksal dieses Riesenfeldzuges sich bereits erfüllt hatte. Diese großen Heerzüge, die fähig waren die ganze Welt zu unterjochen, mußten nach kurzer Frist durch die Gewalt der Elemente und die zähe Widerstandskraft des Feindes auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands elendiglich verkommen, verhungern und erfrieren. Mit Flammenschrift leuchtete es wieder einmal vom Himmel herab, daß Tyrannenmacht eine Grenze hat. Von den über 30000 Bayern, die ausmarschiert waren, kamen nur sehr wenige zurück und diese waren bleiche, wankende Gespenster mit erfrorenen Nasen, Ohren, Händen und Füßen. Nur einzelne kräftige Naturen konnten sich von den ausgestandenen Strapazen erholen; der größere Rest wankte als Bettler und Krüppel durch die Lande. Der bayerischen Armee war die schwierige und ehrenvolle Aufgabe zugefallen den Rückzug zu decken, eine Aufgabe, der sie in tapferer und pflichttreuer Weise nachkam, namentlich als es galt die Beresina zu überschreiten.

Bereits in den letzten Tagen des Jahres 1812 langten die ersten traurigen Überreste der großen Armee in Nürnberg an: herabgekommene, hungernde, bettelhafte Gestalten, Hände und Füße notdürftig mit Tuchlappen umwickelt, die Gesichter blaurot und verschwollen, in Tücher eingewickelt, triefäugig, den Leib in eine zerrissene Pferdedecke gehüllt, nur wenige waren so glücklich eine Pelzdecke zu ergattern. Zuweilen hatte wohl auch ein bärtiger Grenadier einen Weiberrock übergezogen, die meisten waren ohne Waffen. Sie schnitten und rissen die messingenen Knöpfe von den Uniformen und die Adler von Tschakos und Patronentaschen und reichten sie gerne den Knaben für ein Stück Schwarzbrot. Die barmherzigen Einwohner, die selber

darbten und die noch wenige Monate vorher unter dem Übermut derselben Männer schwer gelitten hatten, brachten warme Suppen und andere Erquickungen, welche die Unglücklichen gierig verschlangen. Es ist nicht bekannt geworden, daß ein einziger dieser Hilflosen mit kalter Hand niedergestoßen worden wäre oder daß er vergebens seine Hand ausgestreckt hätte. Napoleon selber, der Urheber des ganzen ungeheuren Jammers, konnte ungefährdet seine Reise von der Weichsel bis zum Rhein als Flüchtling zurücklegen, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre. Dagegen sind einzelne Fälle bekannt, daß ruchlose Soldaten, nicht gebrochen von der Majestät des Unglückes, sich zu Gewaltsamkeiten hinreißen ließen. So erhielt der Wirt Fuchs vom „Goldenen Engel" in der Neuen Gasse von einem Franzosen eine Schußwunde, an der er mehrere Wochen darniederlag.

Böse Gäste waren mit den Flüchtlingen eingezogen, Typhus und Lazarettfieber, die unter den Einheimischen zahlreiche Opfer forderten. So starb u. a. der humorvolle Volksdichter Joh. Rietsch, der infolge seiner vorzüglichen Kenntnisse der französischen Sprache in den Spitälern als Dolmetscher bereitwillig Dienste leistete, im Alter von 36 Jahren, desgleichen der hochgeachtete und vielseitige Stadtpfarrer Joh. Jak. Roth, der Mitbegründer des jungen Gewerbevereins, im Dienste der Seelsorge.

Wie das sehr begreiflich ist, hatten die Bewohner gar manche französische Redensart aufgeschnappt und ihrem Dialekte einverleibt. Man konnte dieselben noch nach Jahrzehnten in dem Munde alter Leute in arger Verunstaltung hören. Prisong war gleichbedeutend mit prison, Gefängnis. Man hörte Redensarten wie „Ach, das sind Quelqueschosereien", d. i. Kleinigkeiten. „Dös is mir ganz toute même chose" für „Das ist mir ganz einerlei" usw.

Wiederum nach Jahresfrist hatte die gewaltige Energie des Kaisers Heeresmassen aus dem Boden gestampft. Preußen, Österreich und Rußland hatten sich die Hände zum Bunde

gereicht. In Preußen schlug die Lohe der Begeisterung flammend gegen den Himmel. Männer und Knaben griffen zu den Waffen, sogar einzelne verkleidete Jungfrauen mischten sich in ihre Reihen. Das letzte Schaustück, Trauringe und Patenpfennige der Kinder wurden auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt. Jungfrauen schnitten den Schmuck ihrer Haare ab und brachten sie als Opfer. Studenten und Professoren verließen die Universitäten, der Kaufmann verließ seine Schreibstube, der Handwerker seine Werkstätte, der Bauer seinen Pflug, der Beamte sein Amt, der Arzt seine Praxis, der Bräutigam seine Braut. Pfarrer segneten die abziehenden Krieger zum Kampfe ein oder begleiteten sie in das Feld, selbst rüstige Greise drängten sich herzu. Der jugendliche Held und Freiheitsdichter Theodor Körner griff in die Saiten und sang mit begeisterten Worten seine freiheitatmenden Lieder. Ein Fichte, Arndt, Stein, Jahn und andere richteten zündende Worte an die Nation und Körners Weckruf: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen, — Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht. — Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen; Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!“ trug der Sturmwind durch die deutschen Lande.

Mit Beschämung müssen wir gestehen, daß im Süden kaum ein Hauch dieser Begeisterung zu spüren war. Stumpfsinn und Philisterei beherrschten die ganze Volksseele. Die Ideale waren erkaltet, die Hoffnungen erstorben, traumbefangen in der Atmosphäre der Alltäglichkeit stolperte man dahin, dachte nur an den eigenen Vorteil und nur wenige Ausnahmen mag es gegeben haben, die anders fühlten und dachten. Darum Schmach über uns, wenn wir jemals die Verdienste unserer norddeutschen Brüder vergessen, wenn wir Anstoß nehmen wollen an ihrer kühlen, zurückhaltenden, oft spöttischen Art! Ist doch unsere vielgerühmte süddeutsche Gemütlichkeit recht häufig nur eine bequeme Gefühlsduselei auf der Bierbank. Erst am 27. Oktober hörte man kopf-

schüttelnd und ungläubig unsichere Gerüchte über eine große und entscheidende Niederlage Napoleons bei Leipzig.

Ende November trat eine Abwechslung ein. Die ersten russischen Truppen hielten ihren Einzug. Von April bis Juni wurden 153 000 Mann einquartiert. Die ersten Kosaken ritten auf kleinen, derbknochigen, langschweifigen, starkmähnigen Pferden, ausdauernden und flinken Rennern, durch das Laufer-Tor ein. Die Reiter saßen in dunkelblauen Jacken und weiten Hosen von derselben Farbe mit breiten roten Streifen auf hohen Sätteln, die hohen Kosakenmützen auf den struppigen Haaren, stumpfnasig mit enggeschlitzten Augen und hervortretenden Backenknochen, zottigen Schnurrbärten, die lange Lanze in der rechten Hand, an der Seite den Kantschu. Der Ausdruck des Gesichtes hatte etwas Kindliches und Gutmütiges. Staunend begafften die Einwohner die Söhne des Ostens aus entlegener Steppe. Hinterher folgten dreispännige Gepäckwagen; das mittlere der Pferde war von einem Holzbogen mit bimmelnden Glocken überspannt; der langbärtige Kutscher hatte einen runden Filzhut und einen langen Flausrock. Bei dem Eintritt in ihre Quartiere machten sie es sich sofort bequem. In ein bürgerliches Haus traten 3 bis 4 Infanteristen mit langen, grauen Röcken und breiten, tellerförmigen Mützen und ließen ihre schweren Gewehre stampfend auf den Fußboden nieder. Es war gerade Waschtag und nächst der Türe hingen blütenweiße Unterröcke. Ohne viel zu fragen traten sie herzu und wischten sich behaglich Schweiß und Schmutz von den Händen und Gesichtern ab. Trotz der strengen Mannszucht stahlen sie wie die Elstern. In einem Quartiere befand sich eine vergitterte Kammer, in der man gebrauchte Wäsche aufbewahrte. Da stießen sie mit ihren langen Lanzen hinein, wickelten die Wäsche vorsichtig um die Stäbe und zogen sie wieder heraus. Wurde ein Übeltäter ertappt, so erhielt er unbarmherzig seine Tracht Knutenhiebe und mußte schließlich seinem Peiniger die Hand küssen.

Im allgemeinen waren die Leute gutmütig und besonders sehr kinderlieb. Sie ließen gerne die Knaben auf ihren Pferdchen reiten und entnahmen auch aus ihren weiten, bauschigen und grundlosen Taschen, die völligen Magazinen glichen, Wertvolles und Geringes ohne Auswahl. Ihre Pferde fanden selber ihren Weg in die Schwemme und auf einen Pfiff des Reiters kamen sie eilfertig zurückgesprengt. Störend war ihre Unreinlichkeit; Kosaken und Läuse waren unzertrennliche Begriffe; auch das Laster des Branntweintrinkens war allgemein verbreitet. Man sagte ihnen nach, daß sie reinen Spiritus mit Behagen genössen. Lag ein Betrunkener auf der Straße, so wurde er unter eine Pumpe gebracht und tüchtig mit Wasser begossen, bei welcher Prozedur er behaglich „Dowra! Dowra!“ grunzte und ernüchtert seinen Weg fortsetzte. Im Essen waren sie dagegen sehr anspruchslos und verzehrten alles ohne Ausnahme. Ob sie wirklich so großen Geschmack an Unschlittkerzen fanden, bleibe dahingestellt; sicher aber ist, daß sie ihre Speisen häufig mit Pulver würzten; auch wird ihnen nachgesagt, daß sie das rohe Fleisch unter den Sattel legten, es mürbe ritten und dann mit Wohlbehagen verzehrten. In dem babylonischen Sprachengewirr standen den Bürgern kleine Büchlein zur Verfügung, in welchen die gebräuchlichsten Redensarten von Speisen und Getränken, die Tageszeiten, Wochentage, Zahlen, Anreden, Grüße usw. verzeichnet waren und zwar in deutscher, französischer, italienischer, spanischer und russischer Sprache nebst der Aussprache daneben. Ob das viel geholfen hat, möchte freilich zu bezweifeln sein, besonders weil der Nürnberger, an seinen breiten Dialekt gewöhnt, ganz besondere Schwierigkeiten bei der Aussprache hat. Man suchte sich dafür durch Pantomimen zu verständigen und es sind uns die köstlichsten Anekdoten davon überliefert. So wünschte einmal ein Franzose Bohnen zu essen und machte seiner Hausfrau eine wunderliche Umschreibung davon. Er sagte nämlich: „Koch' Sie

mir grüne Omnibus, sitzen darin sechs bis sieben Personen und mack sie immer knickeknacke.“ Ein Offizier verspürte Gelüste nach einer gebratenen Taube. Er sah durch die Fenster auf die Straße; doch flog keine Taube vorüber, die er dem Wirte hätte zeigen können, wie das meist der Fall ist, wenn man etwas sucht. Ärgerlich ging er im Zimmer auf und ab und gewahrte zu seiner freudigen Überraschung die Dreifaltigkeit in einem Rahmen an der Wand mit der Darstellung des Heiligen Geistes als einer Taube. Er rief seinen Wirt und fragte: „Was das?“, indem er mit dem Finger auf den Heiligen Geist zeigte. Der antwortete: „Dös is der Heilig Geist.“ — „Wie?“ — „Der Heilige Geist.“ — „Bon! Dann back Sie mir 'eilige Geist!“ Und der Wirt wußte, wornach sein Gast verlangte.

Weniger erfreulich gestalteten sich die Zustände auf dem Lande, woselbst eine strenge Zucht und Überwachung fehlte. Das ganze Aussehen der Landstraßen und Dörfer war durch die fremden Gäste verändert. Da begegnete man auf sandigen Landwegen in dem nüchternen Föhrenwalde einem Bäuerlein, den Dreispitz auf dem Kopfe, den Rucksack über der Schulter und seinen Wanderstab in der Hand. Hinter ihm trabte ein Häuflein Kosaken, ihre Pferde mit den kurzstieligen Peitschen zu größerer Eile antreibend, und nebenher lief der schweißtriefende Bauer um als Wegweiser zu dienen. Auf den Feldern standen zweiräderige Munitionskarren; an rauchenden Feldschmieden arbeiteten rußige Gestalten mit ledernen Schurzfellen die Wagen zu reparieren und Pferde zu beschlagen. Auf einem Ochsenfuhrwerke, von einem Bäuerlein geleitet, saßen auf Stroh ein paar höhere Offiziere, studierten die Gegend und inspizierten die Quartiere. Auf Wiesen grasten Kosakenpferde, hinter Bäumen und Gebüschen lagerten Soldaten, nahmen ihre Nahrung ein, spielten und tanzten, reparierten ihre Kleider und Stiefel, schliefen im Heu oder ließen sich im Freien rasieren. In der Ferne sah man ausgestellte Wachen

der Infanterie und Kosakenpiketts. Zuweilen begegnete man einer schwerfälligen Reisekutsche, die geputzte Damen höherer Offiziere nach der Stadt fuhr. Aber auch weniger idyllische Bilder boten sich dem Auge dar. Auf entlegenen Weilern und Gehöften kam es zu Plünderungen und Mißhandlungen. Da jagte ein Kosak mit eingelegter Lanze hinter den flüchtigen Bauern her, ein anderer harpunierte das Borstenvieh und ein dritter machte sich in zudringlicher Weise mit dem Frauenvolke zu schaffen. Auf einem niedergebrannten Hofe, aus dem noch Rauchwolken drangen, lud man das übriggebliebene Mobiliar auf. Da war nichts sicher, kein Küchengeschirr, kein Koffer, kein Handwerkszeug, kein Leuchter und kein Kleidungsstück. Der Kosak konnte alles brauchen und verwertete es bei den Juden um geringes Geld. Derartige Szenen sind uns aus den meisterlichen Radierungen, Zeichnungen und Gemälden Joh. Adam Kleins und Erhards zahlreich überkommen.

Am 14. Mai 1814 begann der Rückmarsch der Truppen aus Frankreich, wobei abermals die Russen die Mehrzahl bildeten. Am 23. Juni hielt die Nürnberger Garnison unter großem Jubel und Festlichkeiten ihren Einzug. Nach der Entweichung Napoleons von der Insel Elba begann eine neue Völkerwanderung; darunter waren allein 84 000 Russen. Die Einquartierungen dauerten von Ende Mai bis in den November. Durch die Schlacht von Waterloo wurde die Macht Napoleons auf immer gebrochen. Kaiser Alexander berührte auf seiner Rückreise von Frankreich die Stadt und wurde mit Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken empfangen. Er spendete der Stadt 100 000 Gulden als Entschädigung für die Verpflegung seiner Truppen. Auch der Herzog von Wellington passierte auf seiner Rückreise von Wien nach Frankfurt a. M. die Stadt.

XVI.

Schluß.

Ausblick auf den neuen Aufschwung der Stadt.

Der Riesenkampf war ausgekämpft; eine längere Friedensepoche trat ein. Leider gingen die Versprechungen der Fürsten nicht in Erfüllung und die Volkswünsche blieben unbeachtet. Unter dem Regiment des unbedeutenden, weit über seine Fähigkeiten geschätzten Fürsten Metternich begann ein System niederträchtigster Spionage und Verfolgung; es kam zu unfruchtbaren Aufständen und der Mordstahl des edlen, aber überspannten Sand traf den herzlich unbedeutenden Kotzebue. Die Kerker Deutschlands füllten sich mit der hoffnungsvollsten Jugend. Fritz Reuter war lediglich wegen passiver Angehörigkeit zu einer patriotischen Verbindung zum Tode verurteilt und erst nach 7jähriger schwerer Haft entlassen worden. In Frankfurt a. M. tagte der Bundestag zur Schande Deutschlands und zum Gespötte der ganzen Welt. Es waren schwere, traurige Zeiten nach so vielen Opfern.

Fast schien es, als ob die Bewohner der Stadt vor allzujähem Glückswechsel bewahrt werden sollten. Im August 1816 vernichtete ein großer Hagelschlag den größten Teil der Feldfrüchte. Es trat eine große und anhaltende Teuerung ein. Der Scheffel Korn kostete 48 Gulden 30 Kreuzer. Die Einwohner wurden ranzioniert, ein jeder Familienvorstand erhielt gegen Anweisung das genau zugemessene Quantum täglichen Brotes. Vom frühen Morgen an wurden die Bäckerläden belagert. Auch der Reichste war nicht imstande sich einen größeren Anteil zu verschaffen. Die Brötchen waren so winzig klein, daß man sie der Merkwürdigkeit halber in Stein genau nachbilden ließ, und noch heute sind sie nächst dem Marientor zu sehen. Die Behörden, Vereine und wohlhabenden Leute taten ihr Möglichstes um der Not zu steuern; besonders erwarb sich der Stadtkommissär

Wurm große Verdienste. So wurde auch diese Plage leidlich überwunden.

Im Jahre 1821 betrug die Bevölkerung 23 491 Seelen. Von da an begann der Aufschwung, zuerst allmählich und langsam und von 1860 an in nie geglaubter Schnelligkeit. Zur Zeit, im Jahre 1903, ist die Bevölkerung auf die niemals auch nur entfernt erreichte Zahl von zweihundertsechzigtausend Einwohnern angewachsen, nunmehr (1909) beträgt sie über 300 000. Mit dem Zuzuge von außen kreiste neues Blut in den vertrockneten Adern. Als zwei Säulen an der Wiedergeburt der Stadt stehen neben vielen anderen verdienten Männern zwei hochbegabte, energische, vielfach verkannte und verleumdete Männer, beide Zugezogene, der eine aus der Hersbrucker Gegend, der andere ein Schüler der Karlsschule aus dem Schwabenlande. Es war der Hopfenhändler und zweite Bürgermeister der Stadt, Johannes Scharrer, der sich die größten Verdienste um das Zustandekommen der ersten Eisenbahn Deutschlands von Nürnberg nach Fürth, um die Gründung technischer Schulen, Verbesserung der Handelsverhältnisse und um die Gründung des Zollvereins erwarb. Er war eine hohe, magere Gestalt von geistreichem Gesicht und feinen, vornehmen Umgangsformen. Der zweite war der Professor Karl Heideloff. Ihm verdanken wir in erster Linie die Erhaltung des Kartäuserklosters, in dessen Räumen gegenwärtig die Sammlungen des Germanischen Museums untergebracht sind. Er war von erstaunlicher Vielseitigkeit und bildete nicht allein Maler, Bildhauer, Architekten, Kupferstecher, Radierer, Holzschneider, Glasmaler, sondern auch Steinmetzen, Erzgießer, Kunsttöpfer, Drechsler, Graveure und Möbelschreiner heran. Ergraute und verheiratete Männer wohnten seinen Abendkursen im Peunthofe bei, wo er mit Vorliebe mit schwarzer Kohle auf weißen Wandtafeln meist allegorische Figuren sowie Ornamente aus freier Hand zeichnete, eine überaus glückliche und fördernde

Art des Unterrichts. An brauchbaren Vorbildern und Modellen war so gut wie nichts vorhanden. Aus dem Kreise seiner Schüler gingen tüchtige Kräfte hervor, so der Bildhauer Howaldt, der die Quadriga (Viergespann) auf dem Braunschweiger Schlosse ausführte, die Erzgießer Burgschmiet und Pröbes, die Glasmaler Kellner, Prof. Eberlein an der Kunstschule u. a. Dem schaffensfreudigen Meister ist später viel ungerechte Beurteilung zuteil geworden, weil man ihm die erste Gerechtigkeit versagte, seine Werke mit dem Maßstab seiner Zeit zu messen. Es läßt sich nicht leugnen, daß derselbe unter der einseitigen Richtung einer mißverstandenen Gotik, die man nicht allein auf Bauten sondern auch auf Nadelbüchschen und Hosenknöpfe anwandte, manchen Mißgriff getan und manches schöne Werk verballhornt hat, wie z. B. das ehemals Plattnersche Haus auf dem Agidienberg und den Innenanstrich der St. Sebaldus-Kirche. Über Mittelgröße, ging der Künstler hastigen Schrittes mit vorgebeugtem Körper, in langem, blauem Mantelkragen, einen Zylinderhut auf dem Kopfe, seines Weges. Seine gichtisch gekrümmten Finger umfaßten die unerläßliche, silberne Schnupftabaksdose und ein flatterndes, rotseidenes Taschentuch. Inmitten des Gesichtes saß ein tüchtiger Nasenerker, aus den hellen Augen leuchtete Freundlichkeit und Gutmütigkeit, um die mächtig gewölbte Stirne flatterten wirre, graue und dichte Haare. Er besaß viel Mutterwitz und mit seiner kräftigen, rauhen Stimme sprach er den unverfälschten schwäbischen Dialekt.

Es geht über den Rahmen der uns gestellten Aufgabe den großen Verdiensten zahlreicher begabter, fleißiger und ausgezeichneter Männer gerecht zu werden, die sich um den Aufschwung der Stadt die größten Verdienste erworben haben.

Bei dem raschen Wachstume konnte es nicht ausbleiben, daß sich der Charakter der Stadt völlig veränderte. Anschauungen und Sitten ihrer Bewohner, ja teilweise sogar ihre Sprache sind anders geworden. Manches Schöne ist mit und ohne Zwang gefallen. Volkreiche Vorstädte, groß-

artige Fabriken sind herangewachsen. Alte und originelle Häuser haben luxuriösen, vier- und mehrstöckigen Bauten weichen müssen, deren Höhe mit dem trutzigen Eindruck, den die alten, runden Türme machen, nicht mehr in rechtem Einklange steht. Glänzende Verkaufslokale reihen sich in den Hauptstraßen aneinander und funkeln des Abends in elektrischer Beleuchtung. Durch die elektrische Straßenbahn hat sich der Verkehr in ungeahnter Weise gesteigert. Das holperige Straßenpflaster ist glatten Trottoirs gewichen und schöne gärtnerische Anlagen und herrliche Parke erfreuen den Spaziergänger. Wer die Stadt seit 50 Jahren nicht gesehen hat, erkennt sie nicht wieder.

Vieles hat die Stadt aus eigener Kraft geschaffen, vieles verdankt sie der wohlwollenden Fürsorge der Regierung; doch das meiste hat die geträumte und ersehnte Aufrichtung des Deutschen Reiches gebracht. Möge dieses Blühen und Wachsen unter den Segnungen des Friedens ein anhaltendes sein. Mögen die kommenden Geschlechter sich dankbar ihrer Vorfahren erinnern und nicht vergessen, daß sie die Kinder einer glücklichen Zeit sind, die niemals vorher besser gewesen ist. Mögen sie aber in diesem Bewußtsein sich nicht auf das Faulbett legen, sondern unerläßlich nach dem Höchsten und Besten streben und eingedenk sein, daß Generationen mit ihrem Herzblut es errungen und daß wir ernten, was sie gesäet haben. Mögen sie sich stets daran erinnern, daß nur dann ein Gemeinwesen blühen und wachsen kann, wenn jeder in seinem Berufe nach idealen Zielen strebt und dafür sorgt, daß in seinem Hause Eintracht und Friede, Zucht und Unterordnung herrsche, wenn jeder die eigene Person dem Vaterlande und der Freiheit unterordnet und den Überschuß seiner Zeit und Kräfte dem allgemeinen Wohle darbringt, wenn jeder sich erinnert, daß er, so hoch er auch stehe, doch leicht fallen kann, wenn endlich der Reiche sich als Verwalter eines großen Vermögens zu Gunsten der allgemeinen Wohlfahrt fühlt.